

58. BADEN-BADENER DISPUT (2000)

SEHNSUCHT NACH DEM DORF IM ZEITALTER DER GLOBALISIERUNG

Gäste:

- **Thomas Sieverts, Architekt und Stadtplaner (Bonn):** "Die vielgescholtene verstädterte Landschaft, die verlandschaftete Stadt – sie eröffnet große Gestaltungsperspektiven für Bürgerengagement, Politik und Raumplanung"
- **Alfred Grosser, Politologe (Paris):** "Warum braucht der eigenständige Mensch eine kleine Heimat, um sich eine kollektive Identität anzuschaffen?"
- **Hermann Schwengel, Soziologe (Freiburg):** "Die Sehnsucht nach dem Dorf markiert ein Paradox. Wie kann man im Zeitalter der Globalisierung Risiko und Sicherheit, Zugehörigkeit und Wahlfreiheit auf einen Nenner bringen?"
- **Michael Stürmer, Historiker (Wissenschaftskolleg Berlin):** "Alles globalisiert sich. Aber nicht der Mensch mit seinen Visionen und seinen Ängsten."
- **Peter Weibel, Vorstand des Zentrums für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe (ZKM) (Karlsruhe):** "Die eigentlichen urbanen Räume von heute sind nicht mehr Piazzas und Caféhäuser, sondern die virtuellen Räume von Kabelkanälen, Faxmaschinen und Internet."

und als Gastgeberin:

Gertrud Höhler

Gertrud Höhler: Guten Abend, meine Damen und Herren. Die virtuelle Welt – ist das nicht eine Welt des neuen Nomadentums? Menschen, die keine Orte mehr brauchen, weil sie jeden Ort nur streifen, leicht berühren? Ist das eine Welt für Stadtbürger oder nur Weltbürger, die in Zukunft unterwegs sein wollen, die *global players*? Spieler, die Staatsgrenzen spielend überwinden? Und die Stadt als Gesamtkunstwerk – ist das nicht wirklich eine veraltete Vorstellung unserer Vorfahren, die nicht die Möglichkeit hatten, sich mobiler zu verhalten? Prägt die Stadt das, was wir denken, fühlen und wünschen? Oder entstehen Städte und verteilen sich Städte in ihr Umland, weil Menschen neue Wünsche, neue Gefühle, neue Bedürfnisse entwickelt haben? Wir haben in allen Ländern dieser Erde in diesen Jahren eine intensive und Streitbare Stadtdebatte. Geht es darum, Herr Sieverts, die Stadt zu retten, oder geht es darum, sie zu überwinden?

Thomas Sieverts: Frau Höhler, diese Frage stellt man ungefähr seit zweihundert Jahren. Der Stadt wurde ihr Untergang in der Industrialisierung prophezeit, in der Romantik wurde ihr der Untergang prophezeit, jetzt wird ihr wieder der Untergang prophezeit – und sie hat eigentlich ganz vital überlebt. Und das wird sie in Zukunft auch tun. Aber ich bin gespannt, was das eigentlich mit dem Dorf zu tun hat, um das es hier geht. Ihre Frage hat das ja eigentlich nicht angesprochen.

Gertrud Höhler: Ja, geben Sie mir mal eine Antwort. Wohnen Sie in einem Dorf?

Thomas Sieverts: Ich wohne in keinem Dorf. Ich wohne in der Stadt, und ich glaube auch, dass die Frage nach dem Dorf nicht mehr so furchtbar wichtig ist. Aber wenn wir das Dorf übersetzen in den

Begriff des Ortes, des Besonderen, dessen, was sich abhebt aus seiner Umgebung, dann macht die Frage, finde ich, sehr viel Sinn.

Gertrud Höhler: Ich glaube, da steckt noch eine Menge mehr dahinter. Also, ich lese in allen Statistiken, dass nur noch 1/3 der deutschen Bevölkerung (und der *arbeitenden* Bevölkerung) in Städten wohnt, und dass die Mehrzahl der Menschen das Weite sucht. "Grünnahe Umgebungen" heißt das dann.

Alfred Grosser: In Deutschland?

Gertrud Höhler: Ja, ich habe Deutschland gesagt. Ist das in Frankreich ganz anders?

Alfred Grosser: Nein, aber in Mexiko ganz anders. Und ich glaube, dass wir dabei sind, die Stadt ist nicht in Gefahr, sondern der Rest des Landes ist in Gefahr. In vielen Ländern anderer Kontinente, wo die Stadt alles aufsaugt, wo die Stadt das Elend vertritt, wo die Stadt anzieht und die großen Städte in unserer Zeit, von denen ist kaum eine in Europa. Die großen Städte – das ist Mexiko, das ist Kalkutta, das ist São Paolo, und die ziehen an und ziehen zuviel an, und sie bluten eigentlich ihre eigenen Länder aus.

Gertrud Höhler: Warum ziehen die an?

Alfred Grosser: Weil man glaubt, wenn man als armer Bauer verhungert, dass man in der Stadt eine Ernährung findet, und man findet Schutz, man findet Orte, wo man versucht, ein bißchen was zu finden, und man gräbt in Müllhaufen undso weiter. Und deswegen, wenn man von *der Stadt* spricht, ist das etwas anderes, wenn wir von deutschen oder französischen Städten sprechen oder wenn wir von der Stadt weltweit sprechen. Und dann das Dorf: das ist ein zweites Thema. Ich glaube, wie Herr Sieverts eben, es ist nicht dasselbe Thema. Glauben heute Menschen, sie brauchen eine neue Heimat, um eine Identität zu haben, eine kleine Heimat. Eine der antworten ist: ja. Ich könnte sagen, eine französische große Wochenzeitung verzehnfacht ihre Auflage, wenn sie in einer Stadt eine Sondernummer über die Stadt macht, und auch wenn in Städten eine Tageszeitung – unsere größte westfranzösische Tageszeitung – nicht nur *Städte* behandelt, sondern *Viertel* aussucht, vermehrt sie die Auflage steil. Wenn sie ein Viertel behandelt, d. h. wo sich die Menschen zusammen[gehörig] fühlen, ein Gefühl der "Zusammenheit", das sie sonst nicht mehr finden, weil Europa zu groß ist, weil die Welt zu groß ist, weil es die Globalisierung gibt usw. Aber ich glaube, meine Frage vorhin war: Braucht wirklich jemand eine lokale Heimat, um sich selbst zu sein?

Gertrud Höhler: Im Grunde meinen Sie ja das, was dann im Fachjargon die Regionalisierung ist...

Alfred Grosser: Naja, kleiner, kleiner, kleiner...

Gertrud Höhler: ...Überschaubarkeit – das ist aber nicht Dorf! Das ist nicht dörfliches Leben.

Thomas Sieverts: Nein. Das hat mit Dorf gar nichts mehr zu tun. Auch wenn wir die Dörfer anschauen, die im Umfeld unserer Städte noch so aussehen, sind das alles keine Dörfer mehr. Das sind alles längst Teile der Stadt, und die Menschen, die dort wohnen, sind fast alle Städter. Sie haben städtische Lebensweisen, sie verhalten sich städtisch, und mit dem Dorf hat das nichts mehr zu tun außer mit der Hülle, die das Dorf darstellt. Ich würde Ihnen nicht recht [dabei] geben, dass die großen Städte in der Dritten Welt das Umland aussaugen. Wenn wir die Lebensbedingungen auf dem Lande anschauen, sind die in der Tat so schlecht. Und vor allem *kann* das Land den Bevölkerungszuwachs nicht mehr ernähren: sie müssen in die Stadt! Insofern ist die Stadt, um auf Ihre erste Frage

zurückzukommen, vielleicht sogar die eigentliche ökologische Siedlungsweise, die es auf der Welt gibt. Auch die großen Städte in der Dritten Welt!

Gertrud Höhler: Herr Schwengel, es klingt ja an, dass offenbar je nach Zivilisationsgrad die Stadt eine ganz unterschiedliche Bedeutung hat. Sie beschäftigen sich ja wahrscheinlich damit, wie das Wechselspiel zwischen Bedürfnissen, Wünschen, Aufstiegen und Abstiegen in der Kultur und Wohnformen ist. Was kann man denn dazu sagen? Ist diese Megacity, von der Herr Grosser sprach, in der Dritten Welt zum Beispiel - eine Stadt, die immer unübersichtlicher wird und deren Armutsquartiere immer größer werden - ein überwindbares Phänomen? Wird das dann, wenn da eine Wohlstandskultur entsteht, anders und genauso wie bei uns, oder wie sieht das aus?

Hermann Schwengel: Also, ich denke, dass wir uns nicht zu sehr zu Gefangenen älterer Bilder machen sollten. Selbst die Megacities unserer Tage verkörpern immer noch ein Stück weit so etwas wie den Wunsch nach Unabhängigkeit, wie dürftig der auch ausgestattet sein mag. Sie verkörpern immer noch ein ganz klein wenig von dem alten Spruch, dass Stadtluft frei mache, auch wenn diese sich jetzt in ganz anderen Bedingungen zu realisieren hat. Ich denke – und wenn ich da vielleicht doch eine kleine Rettung des Dorfes versuchen darf -, worauf es doch ankommt, ist, dass wir in dieser Stufe zwischen der kleinen Einheit, dem Dorf, und der Stadt, die Unterschiede wieder wahrzunehmen lernen. Und das, denke ich, gilt für moderne Zivilisationen erst recht. Sie haben auch die Geschichte der Zivilisationen angesprochen: In dem Augenblick, wenn durch Modernisierung und Globalisierung uns so viele Orte und verschiedene Lebenssituationen teilweise verfügbar sind, teilweise uns auch nur verfügbar scheinen, dann ist der Unterschied zwischen den Einheiten, die wir mit dem Dorf verbinden, und dem über der Mittelstadt und dem, was wir mit der Stadt – der Großstadt – verbinden, von großer Bedeutung.

Vielleicht ein letzter Satz: Wir haben parallel zur Stadtdiskussion eine Metropolendiskussion, wir haben eine Dorfdiskussion (vielleicht etwas länger her); wir haben sozusagen für jeden dieser Abschnitte auf diesem Kontinuum zwischen der kleinen und der großen Einheit eine Diskussion. Und was sagt uns das? Dass es offenbar das Problem ist, dass wir innerhalb dieser Folge von Dorf, Region, Stadt, Großstadt, europäischer Region, Großregion die Einschnitte genauer beschreiben müssen, an denen Menschen sich identifizieren, denen sie ihre Freundschaften und Feindschaften, Zuneigung und Abneigungen entwickeln, denn solange wir zurückblicken, hat es auch immer die Feindschaft gegen die Stadt, die Feindschaft gegen das Dorf, die Feindschaft gegen beide gegeben. Und das wird nicht verschwinden, auch wenn die große Zwischenmenge zwischen den Orten jetzt so zum Gegenstand der Debatte geworden ist.

Gertrud Höhler: Sie zitieren ja im Grunde diese wechselnden Wogen von Stadtfucht – Landflucht. Wissenschaftler, die Ruhe brauchen zum Denken und Forschen: wohnen die eher auf dem Lande, oder ist das auch schon ein Klischee, Herr Stürmer?

Michael Stürmer: Das ist eine interessante Frage. Diese sogenannten *think tanks* und die Edel-Institute wie Princeton oder das Wissenschaftskolleg, wo ich jetzt bin, werden natürlich nicht gerade dorthin gelegt, wo rechts ein Kaufhaus und links ein Supermarkt und gegenüber ein Riesenparkplatz oder ein Parkhochhaus [stehen]. Das wäre auch nicht sehr schön und nicht sehr zweckmäßig. Aber ich habe aus meinem Wissenschaftskolleg in Berlin – das ist wunderbar gelegen, im Grunewald – manchmal den Eindruck, dass die Gäste, die großenteils von weither kommen – Herr Sieverts war auch schon dort -, gar nicht in Berlin sind. Die wissen gar nicht, wo sie sind. Die haben von Berlin einen Eindruck, der vollkommen exzentrisch ist, denn Berlin ist eine große, faszinierende, häßliche, zerrissene Stadt, viel ärmer als Baden-Baden, Karlsruhe oder Freiburg. Lange nicht so idyllisch, aber faszinierend. Und man bekommt das, was Berlin ausmacht, da nicht richtig mit. Es hat aber seinen Sinn, für so eine begrenzte Zeit – ein halbes Jahr – mal an einen solchen Platz zu gehen für eine

gewisse Kontemplation. Man ist da nicht gezwungen, furchtbar produktiv zu sein, aber man kann. Man setzt die Leute zusammen und hofft, dass dabei irgendwas Vernünftiges rauskommt – wie so chemische Elemente miteinander spielen und spielerisch umgehen. Meistens kommt ja auch was dabei raus! Also: man muß nicht in die Einsamkeit des Dorfes oder des Landes gehen, um wissenschaftlich etwas zu produzieren. Aber nur ständig Teamwork ist es natürlich auch nicht! Und wo man dieses Teamwork findet – mich interessiert schon, dass etwa amerikanische Großunternehmen ihre Forschungsstäbe gewöhnlich auch in eine schöne Umgebung setzen. "Eine schöne Umgebung" heißt nicht: in ein Gleisdreieck oder in so einen Autobahnzipfel, sondern in eine schöne, gepflegte und meistens grüne Umgebung. Und dann forschen die da über die merkwürdigsten hochtechnischen Geschichten, und dabei kommt dann eine Menge raus. Es ist ein sehr interessanter Zusammenhang. Der elfenbeinerne Turm ist damit nicht gemeint; der elfenbeinerne Turm ist ja ganz weit weg vom realen Leben. Nein, es ist dieses Widerspiel.

Alfred Grosser: In Stanford ist das Sagen, der junge Professor kommt an, geht eines Tages an den Strand, schläft ein und wacht im Alter des Ruhestandes wieder auf...

Gertrud Höhler: Das ist natürlich auch schon ein überholte Beschreibung des wissenschaftlichen Daseins...

Michael Stürmer: Er hat ja in Amerika gar keinen Ruhestand mehr!

Gertrud Höhler: Aber wenn ich Sie höre oder wenn ich uns alle höre, dann denke ich daran, Herr Weibel, was Sie entwerfen. Sie sagen: "Entweder – Oder gibt es in Zukunft überhaupt nicht mehr! Du kannst alles zugleich haben: Du bist in der Stadt und fühlst dich sehr individuell, und die Stadt ist wie ein Raumanzug. Du kannst kommunizieren und du hast ständig die Gewissheit, mit allen verbunden zu sein, aber sie belästigen dich nicht." Genauso wird das Haus der Zukunft sein, sagen Sie – schildern Sie das doch bitte mal genauer.

Peter Weibel: Ich würde mich Herrn Grosser anschließen, Wenn wir an die Städte der Zukunft denken, also an die global cities, an die globalen Städte, dann müssen wir davon ausgehen, dass schon heute die zwanzig größten Städte der Welt nicht mehr in Europa und Nordamerika liegen, sondern in der sogenannten "Dritten Welt". Das sind riesige Agglomerationen von über zehn Millionen Menschen. Diese Städte entwickeln sich meistens ohne Stadtplanung, das heißt, sie sind Attraktoren – ich würde sogar sagen: chaotische Attraktoren -, die den Leuten etwas versprechen. Die Stadt ist ein großes Versprechen, und die Versprechen werden immer größer. Dadurch wird die Stadt im nächsten Jahrhundert immer attraktiver werden. Ich sehe keine Chance, dass das Dorf gegen die Stadt ankommt.

Michael Stürmer: Attraktiver in welchem Sinne? Nicht schöner...

Peter Weibel: Sozialer, kommunikativer, ermöglicht den gesellschaftlichen Aufstieg...

Michael Stürmer: Ein Staubsauger?!

Peter Weibel: Ja. Die Stadt ist noch immer der einzige Ort für den sozialen Aufstieg. Man kann nur in der Stadt etwas werden.

Gertrud Höhler: Ja, und die Leute, die aufgestiegen sind?

Peter Weibel: Die gehen, wenn sie nur reich und alt genug sind, wieder zurück aufs Land.

- 23.11.00 14:02
Gelöscht: dem
- 23.11.00 14:02
Gelöscht: dass wir, wenn
- 23.11.00 14:02
Gelöscht: (
- 23.11.00 14:03
Gelöscht: Städte) denken
- 23.11.00 14:03
Gelöscht: heute
- 23.11.00 14:03
Gelöscht: sie liegen
- 23.11.00 14:04
Gelöscht: Und da muss man sich fragen: die machen das
- 23.11.00 14:04
Gelöscht: das
- 23.11.00 14:04
Gelöscht: r, und
- 23.11.00 14:05
Gelöscht: d
- 23.11.00 14:05
Gelöscht: auch

Gertrud Höhler: Eben. Das ist genau das!

Peter Weibel: Aber dann sind sie sozusagen gesellschaftlich nicht mehr relevant...

Alfred Grosser: Ja, wieviele denn? Welcher Prozentsatz ist das?

Gertrud Höhler: Minderheiten. Das ist ja das Interessante.

Peter Weibel: Wir erleben etwas Wunderbares, eine unglaubliche Veränderung des Stadtbildes. Man muss sich von den gewohnten Bildern, die wir ererbt haben trennen. Die moderne Stadt, wie wir sie kennen, ist um die Produktion entstanden: Man installierte ein Fließband, um das Fließband baute man eine Fabrik, um die Fabrik dann die Wohnungen der Arbeiter, um die Wohnungen der Arbeiter dann ein paar Kneipen und dann noch Kindergärten und Geschäfte.

Gertrud Höhler: Kirchen früher auch noch.

Peter Weibel: Gut, früher...

Gertrud Höhler: Früher.

Michael Stürmer: Aber dann hat man das Fahrrad erfunden. Da ging es schon wieder auseinander.

Peter Weibel: Die Städte von Turin bis Detroit waren die klassisch-modernen Städte. Die moderne Stadt war immer gedacht als Ort der Produktion. Dies begann aber dann sich zu verändern: Die Produktion wurde in die Vororte, in die Peripherie verlegt. Die anderen Einrichtungen sind nachgezogen, fälschlicherweise auch die Orte der Konsumtion, die malls und Kaufhäuser. Diese Bewegung ist jetzt zu Ende. Denn heute zielt die zentrale Produktivkraft nicht mehr auf die Produktion von Dingen, sondern auf Kommunikation und Information. Das ist die Entwicklung, die auf uns zukommt. Deshalb brauchen wir dann das, was Sie erwähnt haben, nämlich Kommunikationskanäle. Wenn ich in der Stadt bin, ist das Wichtigste, dass ich kommunizieren kann, sowohl virtuell als auch physisch. Ich möchte wählen dürfen zwischen realen Gesprächspartnern und virtuellen Gesprächspartnern. Ich möchte wählen dürfen zwischen realem Kino und dem Kino im Fernsehen. Die vollkommene Bandbreite der Kommunikation, von der beruflichen bis zur privaten Kommunikation, kann ich mehr denn je in der Stadt finden. Die Stadt ist zu einem Ort des Austauschs von Information und von Kommunikation geworden. Sie ist nicht mehr ein Ort der Produktion.

Natürlich gibt es Tendenzen, die versuchen, die Produktion wieder zurückzuholen. So sagte beispielsweise die Firma VW in Dresden: "Lasst uns eine Autofabrik wieder in der Stadt bauen, so wie in Detroit und in Turin." Die Produktion in dieser gläsernen Fabrik aber hat mehr etwas von einem Theaterstück.

Gertrud Höhler: "Die Autostadt" – so wird auch genannt, was Volkswagen gebaut hat. Eine Autostadt!

Peter Weibel: Aber das sind Erlebnisparks! Dort kann man zuschauen, wie Autos gemacht werden. Die Produktion ist zu einem Erlebnis geworden, wie die Kaufhäuser. Die Fabrik in Dresden ist aus Glas, damit Besucher zuschauen können, wie die Leute arbeiten. Die Stadt aber wandelt sich zu einem Ort der Konsumtion und Konsumtion heißt Shopping, Einkaufen, Tausch von Informationen und Geld. Und die Leute genießen das. Das Motto der Stadt heute heißt: Genieße die Stadt! Enjoy consumption!

Michael Stürmer: Haben wir nicht eine neue Entwicklung dadurch? In Berlin kann man das deutlich sehen: gegenwärtig wird gerade das Druckzentrum von Springer, das ist am Übergang Kreuzberg –

-- 23.11.00 14:06

Gelöscht: Das ist richtig.

-- 23.11.00 14:06

Gelöscht: auch

-- 23.11.00 14:06

Gelöscht: [

-- 23.11.00 14:06

Gelöscht:]

-- 23.11.00 14:07

Gelöscht: Das Wichtige ist, glaube ich – und da komme ich gleich auf Ihre Frage -, wir

-- 23.11.00 14:07

Gelöscht: Sie haben vollkommen recht;

-- 23.11.00 14:07

Gelöscht: m

-- 23.11.00 14:07

Gelöscht: sie auf uns alle hier im Saal zugekommen ist

-- 23.11.00 14:08

Gelöscht: ungefähr so

-- 23.11.00 14:08

Gelöscht: U

-- 23.11.00 14:08

Gelöscht: hat

-- 23.11.00 14:09

Gelöscht: hat man

-- 23.11.00 14:09

Gelöscht: hat man

-- 23.11.00 14:09

Gelöscht: .

-- 23.11.00 14:10

Gelöscht: Ja, aber das sind die

-- 23.11.00 14:10

Gelöscht: . Das heißt, das

-- 23.11.00 14:10

Gelöscht: . Das

-- 23.11.00 14:10

Gelöscht: waren Orte der Produktion.

-- 23.11.00 14:10

Gelöscht: , in der modernen Stadt,

-- 23.11.00 14:11

Gelöscht: Und das hat dann angefangen auseinanderzugehen:

-- 23.11.00 14:11

Gelöscht: ist

-- 23.11.00 14:11

Gelöscht: einen

-- 23.11.00 14:11

Gelöscht: worden

Mitte, abgerissen. Das ist aus den fünfziger Jahren, und längst gibt es ein riesiges, viel, viel größeres Druckzentrum in Spandau (da kommen, etwas übertrieben gesagt, auf der einen Seite die Baumstämme hinein, auf der anderen Seite kommen die bedruckten Zeitungen heraus: das ist eine Apparatur von 250m Länge). In der Innenstadt ist es viel zu teuer: Sie haben keine Expansionsräume mehr, sondern es wird sehr dicht bebaut. Es ist der teuerste Baugrund, ganz in der Nähe vom Regierungsviertel. Da sind genau diese teils unterirdischen, teils überirdischen Einkaufszentren, Kommunikationszentren, Konferenzzentren. Da geht das hin. Aber was Sie in Berlin sehen: Berlin hat ja - leider Gottes! - kaum noch eine großindustrielle Struktur (die es ja einmal hatte: Berlin war die größte Industriestadt auf dem europäischen Kontinent bis 1945). Was Sie dort in erstaunlichem Maße sehen: Die kleinen, sogenannten neuen "Upstarts". Internetfirmen, hochintelligent, wenige Leute, expansiv - und die können zunächst einmal auf einer Etage anfangen. Die werden auch da nicht rausgehen. Die brauchen das Vibrierende!

Peter Weibel: Das ist wichtig. Man muß bei einer Stadt aber auch an ihre Bewohner denken. Der Bewohner der Arbeiterstädte war der Held der Industrierevolution, war der Arbeiter. Wer der Modellbewohner der Stadt von morgen ist, wissen wir noch gar nicht. Es sind nun die StartUp-Firmen, die die Städte reurbanisieren. All diese Fabriken, die verlassenen Orte der industriellen Produktion, sind zwar kaputt gegangen, aber nun ziehen dort Firmen der Informationstechnologie ein. Genau wie Sie beschrieben haben!

Alfred Grosser: Zuerst einmal geht es ja nicht nur um industrielle Produktion. Ich wohne in einem Viertel von Paris, das erstens mal ein Viertel ist. Kein Tourist kann je entdecken, dass das ein Viertel ist. Da ist die Schule, da ist die Kirche, da war bis vor kurzem eine Kaserne, da ist ein Musikding. Der Metzger hat letztes Jahr verkauft, und das ganze Viertel sprach davon, ob der nächste Metzger ebenso gut sei (und er war ebenso gut) - aber kein Tourist kann denken, dass da über den Metzger diskutiert wird. Und das ist ein Viertel, und es hat ein besonderes Leben. Das Leben hat sich in den letzten dreißig Jahren sehr verändert, weil sämtliche Handwerker durch die steigenden Preise an die Peripherie vertrieben worden sind. Und die Städte leeren sich nicht nur auf dem Gebiet der Industrie, sondern sie leeren sich auch auf dem Gebiet der Handwerker, der kleinen Berufe usw.

Aber das ist nur *ein* Teil des Dorfes! Und was mir in Europa (lassen wir momentan die Dritte Welt [außer acht]) so schwierig scheint, ist, dass diese Definition der Zugehörigkeit auf ganz verschiedenen Ebenen sein kann. In Katalonien zum Beispiel ist die Zugehörigkeit heute weder die Stadt noch das Dorf, sondern Katalonien. Eine neue Sprache wird eingeführt. Spanisch wird vertrieben, genauso wie in der deutschsprachigen Schweiz das Deutsche durch den Dialekt vertrieben wird. Man ist näher aneinander, weil man denselben Dialekt spricht (man spricht im übrigen verschiedene Dialekte in den Kantonen). Und in Frankreich haben wir jetzt ganz offiziell eine neue Stufe: *le pays*. *Le pays* steht unter dem Kanton, zwischen Kantonen, darüber ist noch das *département*, dann die Region, und dann Frankreich und Europa. *Le pays*, damit man sich auch dem Begriff nach zu Hause fühlt: "vivre et travailler au pays". Und das finde ich ganz verheerend! Wenn jemand nicht 100 km weit gehen kann, um einen Beruf zu finden, ist er lieber arbeitslos *au pays*, weil man eine sentimentale Verbindung hat mit einer ganz kleinen Gegend. Das ist weder ein Dorf noch eine Stadt, das ist eine lokale Heimat. Und dieser Heimatbegriff ist dabei, wirklich für viele Menschen Identitäten zu schaffen, die die Stadt zerstört hat. Aber die Stadt hat positiv zerstört: sie hat die Frauen befreit! Die Stadt hat die Frauen befreit. Die Stadt hat von der Religion, von der Kirche befreit. Und dieses Befreiungselement der Stadt ist etwas auch sehr Wesentliches.

Gertrud Höhler: Aber es ist ein relativ junges Phänomen: Individualität retten, indem man städtisch lebt. Das ist eigentlich um 1900 die neue Botschaft! Aber lassen Sie uns doch auch mal einen Moment weiter zurückgehen. Wir haben jetzt viel beschrieben, was die Stadt heute bietet, was sie in den Köpfen der Menschen darstellt. Gleichzeitig hat doch die Stadt in allen Utopien, der Geschichte zum

Beispiel, der Philosophie, einen ganz hohen Platz gehabt. Das himmlische Jerusalem: das ist eben nicht nur ein Gärtlein wie der Garten Eden war, sondern es ist eine gebaute Stadt. Die Traumorte, die Zielorte der Religionen treten also als Städte auf, als befestigte Städte. Das heißt, da geht es nicht nur um Konsum, da geht es auch nicht nur um Fabriken, sondern da geht es noch um etwas ganz anderes. Und das würde ich so gerne auch noch zumindest verstehen, was da denn mal gewesen ist in der Vorstellung, dass Architektur – das steht schon bei Aristoteles – das im Äußeren leistet, was dann die Gesetze für das Innere des Zusammenlebens tun. Das ist ja eine ganz hoch angesetzte Vorstellung von dem, was Städte für Menschen sind. Aristoteles fügt hinzu, "ein Mensch, der nicht in der Stadt lebt, ist das Wildeste und steht unter dem Tier". So! Also: davon waren wir ja jetzt ziemlich weit entfernt bei der Beschreibung der modernen Städte. Da können wir mal sehen, was durch die Geschichte mit diesen Stadtbildern und Weltbildern passiert ist.

Helfen Sie uns mal – Sie sind Architekt! Irgendwann im Studium kam das doch mal vor...

Thomas Sieverts: Gottseidank stehen die Menschen, die außerhalb der Stadt leben, heutzutage nicht mehr unter dem Tier! Das ist ja eigentlich auch ein Fortschritt!

Gertrud Höhler: Aber wie es dazu kommt, möchte ich wissen! Was daran ist Fortschritt?!

Thomas Sieverts: Ein Grund, den Victor Hugo schon genannt hat: Im Mittelalter konnten die Menschen nicht lesen. Die Stadt war der Text! Und das himmlische Jerusalem war der Text, mit dem die Menschen sich verständigten, in dem sie sich auch vergewisserten. Das wurde schon schwächer mit der Erfindung Gutenbergs. Da war das Buch schon da, und die Stadt verlor eine bestimmte Form der Symbolität. Aber sie war noch so lange Symbol, als die Menschen mit ihren Lebensbezügen direkt an die Stadt gebunden waren. Damals waren Leben und Ort und Zeit noch eine Einheit. Und das führt dazu, dass Symbole entstehen. Das ist auch heute in sehr abgeschwächter Form noch so: wenn man in einem Ort sehr lange lebt, sich das Leben mit den Elementen verbindet – Geburt und Tod und Beruf –, dann entstehen Symbole. Die sind nun persönlicher Art, oder sie sind für die Gruppe oder für die Familie von Bedeutung, aber es entstehen noch welche. Das schwächt sich weiter ab. In dem Sinne, als die meisten Berufe gar nicht mehr an den Ort gebunden sind. Der Bauer war an den Ort gebunden, der Bergmann war den Ort gebunden (es hieß nicht umsonst *primärer Wirtschaftssektor*), auch der Industriearbeiter war an seinen Ort gebunden. Das alles ist dabei, sich radikal aufzulösen. Und dadurch kann sich über Gebrauch, Aneignung, Lebensvollzüge diese Form von Symbolcharakter kaum noch ausbilden. Aber natürlich gibt es Versuche neuer Art. Denken Sie an Bilbao mit seinem Museum von Gehry: Dort wird versucht, neue Symbole zu machen. Manchmal erinnert mich das daran, dass die alten, mittelalterlichen Städte für die Reliquien – für ein kleines Hölzchen vom Kreuze Christi oder für einen Knochen – Kriege geführt haben und Riesensummen gezahlt haben. Manchmal erinnert mich das heute, wenn eine Stadt sich um einen Beuys oder um einen Gehry bemüht, daran, dass es etwas Ähnliches ist. Da wird eine Berühmtheit, ein Stück Kunst eingekauft, und es entsteht...

Alfred Grosser: ... oder die Expo!

Thomas Sieverts: ... ja! – und es entsteht ein neues Symbol. Das ist sehr interessant, dass Kunst, wenn sie sehr gelungen und entsprechend groß ist, wieder Symbole für Städte liefert. Das Museum von Gehry steht für Bilbao, Bilbao war eine häßliche Industriestadt, und es steht jetzt für diese Stadt. Es gibt weitere Beispiele. Ich kann eines berichten aus Berlin: In Berlin gibt es die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die meisten kennen sie, eine häßliche, wilhelminische Ruine in der Mitte. In den fünfziger Jahren bekam der Architekt Egon Eiermann, Karlsruhe, der sicherlich Ahistorischste der großen Moderne, die wir haben, den Auftrag, nach einem Wettbewerb eine neue Kirche zu bauen. Er baute sein sehr schönes Achteck mit den blauen Fenstern, er baute den Turm, und dann wollte er die

Ruine selbstverständlich abreißen. Und dann gab es einen Riesenprotest! Und die Ruine steht heute noch!

Alfred Grosser: Ja, leider!

Thomas Sieverts: Wenn wir der Bedeutung nachgehen, dann kann man das rekonstruieren. Sie ist ein völlig funktionsloses, überflüssiges Ding! Und gerade deswegen kann sie symbolische Bedeutung annehmen. Zum Beispiel für die ganz Alten: als dieser Protest ausbrach, Mitte der fünfziger Jahre, war die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche noch Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Das war für sie ein Symbol der Kaiserzeit. Für die Mittelalterlichen war es das Westend, romanisches Café, was direkt da dran lag, also die *roaring twenties*. Für die Kriegsgeneration war es das letzte Symbol der Kriegszerstörung. Alles drumherum war Glitzerwelt geworden, gehaltlos und ohne geschichtliche Tiefe. Und für die Hippies – es war damals die Hippiezeit – war es der einzige Punkt in der Stadt, wo sie sozusagen einen funktionslosen, menschlichen Raum fanden, an dem sie sich aufhalten konnten.

Michael Stürmer: Bis heute!

Thomas Sieverts: Das sind interessante Beispiele für Symbolbildungen heute.

Alfred Grosser: Muss man denn trotzdem deswegen eine Kirche wieder aufbauen?

Thomas Sieverts: Ich bewerte das nicht weiter. Ich schildere nur, was da passiert ist.

Gertrud Höhler: ... so ein typisch Grosserscher Einwand! Machen Sie sich keine Gedanken!

Hermann Schwengel: Aber diese zentralen Symbole gibt es doch nur, nachdem es einen Konflikt um sie gegeben hat. Wir können doch jetzt nicht eine Geschichte der zentralen Symbole machen, ohne dass wir die Geschichte erzählen von Individuen, Gruppen, Klassen, die sich um diese Symbole gestritten haben.

Alfred Grosser: Der Eiffelturm zum Beispiel!

Hermann Schwengel: Ja – alle Ebenen des menschlichen Lebens waren daran beteiligt. Und das ist vielleicht auch das, was an der Stadtdebatte doch wieder sozusagen zeitgenössisch interessant ist. Wir streiten uns doch dabei auch über Lebensformen, nämlich in der Stadt kommen Leute zusammen, die unterschiedlicher biographischer Herkunft sind, die teilweise vom Land gekommen sind, die jetzt teilweise innerhalb ihres Quartiers (von dem Sie gesprochen haben) wiederum auf Menschen treffen, die noch länger da sind oder gerade erst gekommen sind. Ihr Bäcker mag gerade erst gekommen sein, der Fleischer ist schon drei Generationen da, von den verschiedenen Ethnien, die daran beteiligt sind, gar nicht zu sprechen. Ich denke, die Orientierungsleistung von Stadt, von der Sie eben gesprochen haben, die ja über diese zentralen Symbole läuft, ist zugleich eine Konfliktgeschichte der Stadt. Meine Behauptung ist, wenn diese Konfliktgeschichte der Stadt entweder zu Ende ist oder sich nicht ausdrücken kann oder nicht die Formen findet, in der sie sich ausdrücken kann, dann stirbt auch etwas von der Vitalität und Ausdrucksfähigkeit der Stadt. Eine Stadt, die ruhig ist, ist geradezu tot. Und dann findet auch das nicht mehr statt...

Michael Stürmer: Geben Sie mal ein Beispiel!

Hermann Schwengel: Ja, ich werde mich hüten, das gerade in Freiburg zu sagen... (Gelächter)

Thomas Sieverts: ...ja, dieses Haus!...

Hermann Schwengel: Genau, um dieses Haus...

Thomas Sieverts: ...gerade um dieses Haus! Und deshalb wird es vielleicht zu einem Symbol werden!

Hermann Schwengel: Und die Frage ist: Was ist das nächste Haus? Was ist die nächste Straße? Was ist das nächste Quartier, an dem es sich lohnt, darum zu streiten, was urbane Lebensformen sind? Streite ich mich mit Herrn Weibel? Wahrscheinlich nicht, aber ich könnte mir vorstellen, dass da eine mögliche Front verläuft, zu sagen, "wie wichtig ist der Ort?". Herr Sieverts hat das eingeführt: "Wie wichtig ist der Ort"? Und dann sagte Herr Weibel, "der Ort, den schieben wir erst mal ganz weit zurück, und dann sehen wir weiter..."

Gertrud Höhler: Lassen Sie's ihn mal sagen!

Peter Weibel: Gerade die Argumente, die Herr Sieverts vorgebracht hat, sind Wasser auf meine Mühlen. Bilbao ist ein Ort des Genießens, der Konsumtion von Kunstwerken. Auch hier wird die Stadt nicht mehr gezeigt als Ort von Produktion. Dort wird Ware gezeigt, Kunstwerke. Ruinen und große Plätze sind Eigenschaften europäischer Städte. Ich habe im japanischen Fernsehen einmal einen Film gesehen über Tokio. Was ich da ständig sah, waren Aufnahmen von Venedig und Dresden. Und ich dachte: Warum sehe ich ständig Venedig und Dresden, wenn im Programm ein Film über Tokio angekündigt ist? Weil die Japaner zwanzig Minuten dem Thema gewidmet haben, wieso sich Europäer den Luxus so großer Plätze erlauben und wieso sie Ruinen erhalten. Ihnen ist das wesensfremd. In Tokio haben sie dann etwas gebaut, von dem sie sagen, es sei typisch europäisch: einen riesigen Platz und mittendrin eine Ruine. Das war eine Parodie auf europäische Städte. Auch die großen Plätze und Denkmäler sind Orte des Genießens. Das sind touristische Attraktionen.

Thomas Sieverts, Alfred Grosser: Nicht mehr!

Peter Weibel: Dadurch verabschiedet sich die Stadt von dem, was sie eigentlich ist, wie Sie zuvor richtig gesagt haben: die *polis* ist der Ursprung der Politik. Politik umfasst die Regeln des menschlichen Zusammenlebens. Die werden verlorengehen, wenn wir uns nicht auf das neue Stadtbild einstellen. Die Stadt ist attraktiv, weil sie sozusagen ein Un-Ort ist. Das genau ist mein Argument im Gegensatz zu Ihrem. Die Stadt ist ein Un-Ort. Die großen Megacities, in die Millionen Menschen kommen, werden nicht geplant, sondern wachsen wild. Und gerade weil sie wild wachsen, hat jeder die Hoffnung und die Chance, dort etwas zu werden. Wenn alles geplant wäre, wäre auch jeder eingeplant. Das wäre ein deterministisches System. Das ist mein Hauptargument. Die Städte heute sind lebendige Systeme, sind unregelmäßig und chaotisch. Und nur deshalb sind sie eine Chance für die Menschen, deshalb kommen sie dorthin. Weil sie dort Karriere machen können, einen Lebensentwurf entwickeln können. In vollkommen geplanten Städten ist auch das soziale Fortkommen geplant.

Gertrud Höhler: Trotzdem sprechen Sie immer von den Leuten, die die Karriere noch machen wollen.

Peter Weibel: Das ist so!

Gertrud Höhler: Ein Riesenthema ist natürlich heute eine Oberschicht, die die Städte verläßt. Das hat ja im Grunde angefangen in der Wohlstandskultur des letzten Jahrhunderts, wo dann das, was privat war, ausgelagert wurde, und das, was *business* war, fand weiter in der Stadt statt. Dadurch haben wir enorme Auswirkungen auch auf das private Zusammenleben, auf die Familien zum Beispiel.

Peter Weibel: Ein Satz nur. Das ist vollkommen richtig, nur ist es ein Abstieg sondergleichen. Früher, beispielsweise bei den Griechen, hat man ganze Städte eingemauert, als Schutz der Zivilisation gegen die Barbarei des Landes. Heute heissen sie in Amerika *gated cities*: Die Reichen umgeben ihre Stadtviertel mit Mauern. Sie werden bewacht von oben bis unten. Das ist nichts, was wir uns wünschen sollten.

Michael Stürmer: Die Geschlechtertürme von Bologna und von Regensburg: da hat man sich rundum verteidigt, gegen alle. Und da war man sicher. Und innerhalb der großen Stadt war man auch ein bißchen mehr gesichert.

Peter Weibel: Aber die Architekten sollten sich nicht zu Komplizen solcher sozialer Verbrechen machen.

Michael Stürmer: Ja, aber die Architekten sollen auch nicht Sozialingenieure sein. Das ist hochgefährlich, weil sie es meist nicht verstehen. (Beifall).

Ich wollte nochmal zu dem Punkt "symbolische Orte" kommen. In Berlin gibt es einen Streit, der die Republik inzwischen nicht mehr zerreißt, gottseidank. Da geht es um das Stadtschloss und den Abriss des sogenannten "Palastes der Republik" – "Erichs Lampenladen", "Palazzo Prozzi". Jetzt wird das Stadtschloss wohl kommen: nicht in der alten Form, aber ungefähr in der Baumasse, ungefähr in der Gliederung.

Gertrud Höhler: Nur die Fassade!

Michael Stürmer: Wahrscheinlich etwas mehr als die Fassade. Es werden auch die Geschosshöhen kommen, und es werden ungefähr die Einteilungen kommen.

Alfred Grosser: Schrecklich!

Michael Stürmer: Also, ich finde das für einen Mann, der aus Frankreich kommt - Louvre undsoweiter – nicht legitim.

Gertrud Höhler: Entweder man hat's oder man hat's nicht!

Peter Weibel: Richtig.

Michael Stürmer: Ach was, das ist doch alles rekonstruiert worden. Immer wieder!

Einwurf: Laßt doch Getty da mal bauen!!!

Michael Stürmer: Die Haut eines Gebäudes erneuert sich ständig. Es war eine Barbarei, es abzureißen. Wollen wir das wirklich nicht, dann müssen wir bitte die Polen ersuchen, in Warschau erst einmal wieder einiges abzureißen. Bloß wegen der Authentizität. Das ist doch absurd! Der Kölner Dom – ich weiß nicht, wie oft der erneuert worden ist.

Gertrud Höhler: Immerzul Ständig!

Alfred Grosser: Aber der ist schön!

Michael Stürmer: Ja, aber das Stadtschloss wird auch sehr schön sein. Egal! Aber ich sage ja, wir streiten uns um dieses Stadtschloss. Es wird hochsymbolisch sein, und es wird Berlin wieder einen Schwerpunkt geben, optisch und auch in der Baumasse, der jetzt schmerzhaft fehlt.

Gertrud Höhler: Wissen Sie, wie man das nennt, was Sie hier machen? Stadtmarketing! Das ist aber keine Veranstaltung des Stadtmarketings!

Michael Stürmer: Nein, nein. Ich will noch auf etwas anderes zurückkommen. Wir reden immer von der Stadt. Es scheint, in Deutschland...

Gertrud Höhler: ... Das ist ja das Verrückte: es war alles schon da!

Peter Weibel: ...Es ist restaurativ!

Michael Stürmer: Ja, ja. Aber es ist *alles* restaurativ! Natürlich!

Peter Weibel: Gehry in Bilbao war nicht restaurativ!

Michael Stürmer: In *Deutschland*! Das Besondere in Deutschland ist ja, dass jede Stadt anders ist. München ist vollkommen anders als Berlin, Düsseldorf ist anders, Frankfurt ist anders.

Alfred Grosser: Das ist in jedem Land so!

Michael Stürmer: Nein, das gilt nicht so. Das sind ja alles Hauptstädte. In Paris nicht!

Alfred Grosser: Nein, nein.

Hermann Schwengel: Aber wenn aus dem Stadtschloss irgendetwas werden soll, dann doch nur deswegen, weil die Geschichte dieses Streits in dieses Stadtschloss eingeschrieben sein wird. Sonst gibt's das gar nicht.

Michael Stürmer: Ja! Natürlich! So wird's werden.

Alfred Grosser: Zwei Bemerkungen. Erstens: ein Wort, das noch nicht gefallen ist und das ich hier nicht ausführen will, ist *Vorort*. Und das Wort *Vorort* ist, jedenfalls für die französischen Städte, ein ganz besonderes Ding. Aber das zweite – ich komme zurück zur Symbolik, wo ich mit Herrn Sieverts völlig übereinstimme – ist, die Symboliken können sich verändern. In Paris zum Beispiel ist es weitgehend der Eiffelturm, "Paris c'est la tour Eiffel". Das war sehr umstritten! Heute ist es auch die Pyramide vom Louvre. Das ist eben etwas Neues, neu Gebautes. Und das ist gegen eine Mehrheit und dazu von einem Chinesen gebaut worden! Einem chinesischen Amerikaner noch dazu! (Gelächter)

Und in Berlin würde ich mir wünschen, dass man sich zum Beispiel immer mehr identifiziert, politisch-sentimental, mit der wunderbaren Kuppel des Reichstages...

Michael Stürmer: ... die ist doch längst da...

Alfred Grosser: ... und nicht mit dem Stalin-Allee-Gebäude des Kanzleramts.

Michael Stürmer: Das Kanzleramt ist schrecklich! Das wird auch wieder abgerissen...

Alfred Grosser: Ja – aber was braucht man denn dann die Kirche neu aufzubauen, das Schloss aufzubauen? Ich kann zur Not Dresden verstehen. Zur Not! Denn wenn ich denke, was an Geld für die Friedenskirche eingeflossen ist und was man mit diesem Geld hätte machen können...

Gertrud Höhler: (Er nennt sie Friedenskirche.)

Michael Stürmer: Ach so!

Alfred Grosser: Ach so, ja, Frauenkirche.

Gertrud Höhler: Frauen und Frieden, das gehört zusammen!

Alfred Grosser: Sie steht aber da als Frieden! Ich kann verstehen..., aber wenn ich sehe, jedesmal, wenn ich nach Dresden komme, denke ich, Dresden bräuchte eher einen André Malraux, der die Monumente etwas weniger schwarz machen würde. Und wenn zum Beispiel der Zwinger wieder blenden würde und nicht mehr so schwarz-düster wie momentan ist, würde dies auch eine Menge für Dresden tun.

Gertrud Höhler: Ich höre hier eine absolut stadsüchtige Runde diskutieren.

Michael Stürmer: Ja. Natürlich!

Gertrud Höhler: Und ich weiß, dass es auch, ebenfalls seit der Antike, das Lob des Landlebens gibt. Wo ist es denn hingekommen?

Thomas Sieverts: Ich möchte da also wirklich scharf widersprechen!

Hermann Schwengel: Wir gehen in die Stadt und leben auf dem Lande!

Alfred Grosser: Moment mal; *Landleben* dürfen Sie als Frau nicht sagen!

Gertrud Höhler: Um Gottes willen, das... (Gelächter)

Alfred Grosser: Nein, nein, ich sage das ganz klar: Das ist etwas, was hier die grünen Antitechniker nicht wahrhaben wollen. Dank der Technik sieht heute eine Frau vom Lande mit dreißig ungefähr so aus wie eine Städterin mit fünfundzwanzig. Vorher sah sie mit vierzig aus wie eine Städterin von... ich weiß nicht was...

Michael Stürmer: Ich kenne heute Bäuerinnen, die sehen wie fünfundzwanzig aus, wenn Städterinnen wie dreißig aussehen.

Gertrud Höhler: Ich dachte, das wollte er sagen...

Alfred Grosser: Ja, weil eine Technik da ist. Die Frauen sind jahrhundertlang die Opfer des Landes, des Dorfes gewesen.

Gertrud Höhler: Herr Grosser, das ist natürlich ausschnitthaft, was Sie da zum Landleben sagen. Das war ja nicht immer gemeint mit der Sehnsucht beispielsweise nach dem Kontakt mit Natur. Also weniger Reize, nicht Konsumption um jeden Preis. Weniger Reize, natürlwüchsige Reize: die Witterung beobachten können, einen größeren Himmel haben als in der Stadt mit den Mietskasernen und womöglich mit dem nackten Fuß mal über Gras laufen, Tiere beobachten...

Alfred Grosser: ... oder im Mist...

Gertrud Höhler: ... Ich spreche ja jetzt nur von den Visionen des Landlebens, weil Sie dazu nicht bereit sind. Was ist denn daraus geworden? Ist das schon gar nicht mehr in den Köpfen?

Thomas Sieverts: Ich möchte dazu gerne etwas sagen. Einmal würde ich sagen, alles, was wir an Orten diskutieren, ist artifiziell. Die Gedächtniskirche ist artifiziell...

Michael Stürmer: ... das Stadtschloss...

Thomas Sieverts: ... das, was Sie beschrieben haben, ist artifiziell.

Gertrud Höhler: Ja!

Thomas Sieverts: Das sind alles keine sozusagen "naturwüchsigen" Dinge mehr. Wir sprechen jetzt nur in einem kulturellen Diskurs...

Michael Stürmer: Die Landschaft ist auch nicht naturwüchsig!

Thomas Sieverts: Landschaft ist längst nicht mehr naturwüchsig. Sie ist längst gemacht. Wenn wir uns die Landwirtschaft heute anschauen...

Gertrud Höhler: ... die ist ja auf dem Rückzug!

Thomas Sieverts: dann hat die mit Natur fast nichts mehr zu tun.

Peter Weibel: Chemie!

Thomas Sieverts: Ja, Chemie! Die Landwirtschaft ist eine Chemiefabrik. Deswegen ist die Frage, was...

Gertrud Höhler: Aber sie sieht nicht so scheußlich aus wie eine Chemiefabrik!

Thomas Sieverts: Die Sehnsucht nach dem, was Sie beschrieben haben – und das haben Sie sehr schön beschrieben – hat mit der bäuerischen Bindung ans Land gar nichts mehr zu tun.

Gertrud Höhler: Richtig. Das ist sehr wichtig!

Thomas Sieverts: Wenn wir uns mal diese Sehnsucht heute anschauen - ich bin ganz erstaunt, dass Herr Weibel nicht längst vom Leder gezogen hat und uns die Virtualität der Stadt in den schönsten Farben schildert...

Gertrud Höhler: ... nein, er spart sich das auf!!!

Thomas Sieverts: ...wenn man dem nachgeht, dann ist es ja in der Tat so, dass wir fast keine wirklichen Ortsbindungen mehr haben. Wir wählen unsere Orte freiwillig, aus kulturellen Gründen, gerade in Gegenden, die nicht modern sind, darauf haben Sie hingewiesen. Und wenn wir diesen Wünschen nachgehen, diesen kulturellen Wünschen, dann können wir – glaube ich – drei unterschiedliche Motive erkennen.

Ein Motiv, würde ich sagen, ist eine Regression: man flieht vor der Stadt. Man ist ihr nicht gewachsen. Das sind die Formen der Landkommunen, die entstanden sind. Dieser Gedanke des Fliehens, der Regression, hat natürlich auch einen anderen Charakter, den wir häufig vergessen: in meiner Kindheit waren die Parks Kartoffeläcker. Wer weiß denn, ob die Systeme, von denen wir alle abhängig sind und die unsere Leben und unseren Reichtum garantieren, Bestand haben? Ob wir nicht Währungskrisen haben werden, wo die ganze Weltwirtschaft zusammenbricht oder die Erdölindustrie zusammenbricht, und wir wieder auf unsere Lokalität als Lebensgrundlage [angewiesen sind] und wie in vorindustriellen Zeiten der Raum wieder zur Lebensgrundlage wird.

Michael Stürmer: Dann gnade uns Gott.

Thomas Sieverts: Das ist die eine Motivation. Die kann sich regressiv ausdrücken, die kann sich aber auch modern ausdrücken. Und die zweite, würde ich sagen, ist die der Askese. Auch das klang an Ihren Dingen durch. Es ist der bewusste Verzicht. Er geht sozusagen zurück, so würde ich das mal sagen, auf die mönchische *stabilitas locis*, eine von den dreien, nämlich Keuschheit, Armut, Ortsgebundenheit. Ich habe früher nie verstanden, was das bedeutet, und diese *stabilitas locis* ist ein Stück Askese. Genau wie das mönchische Leben! Man versucht dort, den Reizansturm zu vermindern. Man verzichtet auf das Fernsehen, man verzichtet auch auf das, was Sie angesprochen haben, an Entertainment, an Unterhaltung.

Michael Stürmer: Das ist die benediktinische Kulturlandschaft!

Thomas Sieverts: Das ist eine bestimmte Gruppe. Und die dritte Motivation ist die der Kompensation. Dass in einer Welt, in der man nur vor Bildschirmen sitzt und wo man immer abstrakter, isolierter, abstrakter in den weltumspannenden Netzen hängt, das Bedürfnis nach Realem, Anfassbarem, Riechbarem, Hörbarem so groß wird, dass diese kompensatorische Bedeutung des Ortes...

Alfred Grosser: ... Und das vierte ist, dass zweihundert Quadratmeter Familie dreißig Kilometer von der Stadt entfernt fünfmal billiger sind als in der Stadt!

Thomas Sieverts: Richtig! Das ist sozusagen das Basisargument überhaupt, Herr Grosser. Aber ich wollte sozusagen die drei anderen Ebenen der Motivation der Suche nach dem Ort, der mit dem alten Ort gar nichts mehr zu tun hat, ein bisschen so charakterisieren.

Gertrud Höhler: Aber sagen Sie doch dazu – und das werden Sie dann vielleicht ergänzen wollen –, dass es immer mehr Menschen gibt, die zwei von diesen Varianten mal mindestens verbinden. Das ist sehr wichtig: es ist kein Entweder – Oder.

Thomas Sieverts: Ja, es bedeutet kein Sich-Ausschließen. Es ist kein Entweder – Oder. Alle drei Motive können sich überlagern, und dann kommt noch das ökonomische Motiv dazu... Das ist wichtig, aber es ist nicht das Alleinige.

Gertrud Höhler: Sicher nie.

Hermann Schwengel: Also das Dorf ist doch etwas (also, ich rette wieder einmal das Dorf), das in dem Augenblick, in dem fast alles verstädtert ist, innerhalb der Stadt stattfindet. Es hat doch keinen Sinn, sich jetzt allein auf dieses Dorf als einen Restbestand zu konzentrieren. Es gibt den ländlichen Raum, dem geht es eigentlich als Standort gar nicht schlecht – allen Unkenrufen zum Trotz-, aber das ist ja nicht das, was uns im Augenblick interessiert. Sondern was uns interessiert, ist doch die Idee des Dorfes in der Stadt. Der Stadtsoziologe Herbert Ganz hat vor vierzig Jahren [gefragt]: "der *urban villager* – wer ist das?". *Urban villager* sind die Leute, die sozusagen in einem Stadtteil sehr lange

leben - jemand wird geboren, jemand anders stirbt – die eine bestimmte Kontinuität mitbekommen, die ihre Nachbarn kennen, als sie noch ganz klein waren... Also: sie leben in der Stadt, sie nutzen die Komfortmaschine Stadt – und es ist das Beispiel New York gewesen -, sie nutzen auch die Orientierungsleistung der Stadt, sie sind in den städtischen Konflikten befangen, also in allem, was die Stadt ausmacht. Und zugleich sind sie *urban villager*, d. h. sie nutzen Motive der Einfachheit, der Vertrautheit, der Intimität und stabilisieren dadurch die Unruhe, den Umgang mit Fremden, all das, was die Stadt eben ausmacht. Und das gehört zu der Fähigkeit, Städter zu sein: sozusagen auch *urban villager* zu sein. Vielleicht baue ich einmal eine Brücke zu Herrn Weibel: Es ist ja vielleicht möglich, dann, wenn dieser *urban villager* nicht mehr mit der seit Jahrhunderten gebauten Stadt, sondern mit intelligenteren Häusern, intelligenteren Infrastrukturbedingungen einer anderen Umwelt wieder in der Lage ist, *urban villager* zu sein. Ich habe mich jetzt in die Rolle gedrängt, eine mögliche Rolle des Dorfes in der Stadt zu beschreiben. Es ist nicht mehr die Rolle jenseits der Stadt oder vor der Stadt oder nach der Stadt; das scheint mir nicht interessant zu sein. Aber was in den Städten möglicherweise - wenn die Intelligenz des Konsums und die Intelligenz vor allen Dingen der Infrastruktur steigen - in dem Augenblick auch möglich ist, ist diese Verknüpfung von In-Die-Ferne-Gehen und Alles-Wissen-Und-Erfahren-Können und zugleich in der Stadt *urban villager* zu sein. Ich kann mir durchaus vorstellen, dass das auch eine interessante Zukunftsvorstellung, die nicht romantisch ist, ausmachen könnte.

Michael Stürmer: Müsste man nicht im Zusammenhang mit der Stadt die Zeit-Raum-Funktion hineinbringen? Ganz deutlich: Ich habe vorhin das Fahrrad erwähnt. Das Fahrrad ist in der Tat eine Revolution gewesen. Da hatte der kleine Mann zum ersten Male Beweglichkeit, als sei er ein Reitersmann. Das konnte er aber gar nicht sein, weil er es sich nicht leisten konnte. Das Fahrrad war so erschwinglich, dass es ging. Das Fahrrad, der Pendlerzug, natürlich nach 1945 die riesige Motorisierung: das hat die Landschaften verändert, das hat die Zeit-Raum-Relation verändert. Ich glaube, wir sind wieder in einer solchen Revolution...

Alfred Grosser: ... Rollerskates?...

Michael Stürmer: ... Rollerskates, ja, aber noch vielmehr dadurch, dass wesentliche Produktionselemente und Produkte schwerelos, ohne Zeitverlust auszutauschen sind. Und das heißt, wir sind nicht mehr gebunden. Immer unabhängiger werden Arbeitsplätze auch in mittleren und größeren und kleineren Unternehmen auch von ihrem Ort. Es würde mich jetzt interessieren, den Blick in die Zukunft zu richten. Was bedeutet dies für unsere Lebensformen?

Alfred Grosser: Zwei Bemerkungen. Erstens: Für die meisten Vorortler der Großstädte ist die Arbeitszeitverkürzung eine Heuchelei gewesen, denn sie brauchen so viel Zeit, um zum Arbeitsort zu gehen, dass ihr Leben dabei weitgehend kaputtgeht. Aber das zweite ist, Sie sagten vorhin "die Schönheit am Dorfe" und verbanden das mit etwas Traditionellem. Ich möchte nur eine Anekdote erzählen: Als Cattenom an der deutschen Grenze gebaut wurde, gingen deutsche Journalisten hin und wollten von Bauern hören, was sie von diesem furchtbaren Ding dachten. Und der erste Bauer, den sie befragten, sagte: "N'est-ce pas que c'est beau ?"

Ich finde, dass ein Atomreaktor schön ist - da kann man drüber denken, was man will...

Michael Stürmer: Aber nicht vor meinem Garten!

Alfred Grosser: Nein, aber "nicht vor meinem Garten" sagen alle vornehmen Vorstädter für ein Altersheim, für ein Gefängnis und für eine Verrücktenanstalt. Da ist die Ablehnung nach Quartier in unseren Städten katastrophal! Und sie bringen kein Gefängnis und kein Altersheim und keine

Irrenanstalt oder psychiatrische Klinik in die vornehmen Viertel, denn da wissen sich die Bewohner zu verteidigen gegen diese furchtbaren Dinge.

Michael Stürmer: So ist das Leben.

Peter Weibel: Herr Schwengel, da schlagen Sie in der Tat eine Brücke zu meinen Vorstellungen. Städte sind immer ein Abbild der Gesellschaft selbst gewesen. In den Feudalstaaten war die Hauptstadt wirklich das Zentrum, das Zentrum der Verwaltung und damit der Macht schlechthin. In der Hauptstadt wiederum war das Zentrum in der Stadt selbst. Der Hof war mitten in der Stadt, die Armen wurden in die Vorstädte gedrängt. Das habe ich vorhin zu beschreiben versucht. All das hat sich umgedreht. Heute sind viele der Armen in der Innenstadt, die besonders in Amerika zusammengebrochen ist, und die Reichen und Begüterten wohnen in den Vorstädten, an der Grenze zum grünen Gürtel. In New York beispielsweise gibt es Greenwich Village. Die Leute haben hier versucht – wie Sie es für Paris vorhin beschrieben haben – sich auch in einer Großstadt kleine *villages*, kleine Dörfer, zu bauen und beides zu verbinden. Nun ist die Frage: was verbinden sie?

Die Stadt war immer das Zeichen für Mobilität, sei es soziale Mobilität oder kommunikative Mobilität. Das Dorf nicht. Die Leute gehen in die Stadt, weil sie dort viel kommunizieren können. Durch die Technik, durch das Handy und durch das Fernsehen, habe ich klarerweise Mobilität und Informationsaustausch in der Stadt ebenso wie draußen auf dem Land. Die Informationstechnologie, im Gegensatz zur Industrietechnologie, hat die Kategorien des Städtischen, die Lebensform des Urbanen, auch in das Dorf gebracht und die Möglichkeiten des Dorfes wiederum in die Stadt. Die Stadt wird sich ausdehnen. In hundert Jahren wird wahrscheinlich ganz Europa eine einzige Stadt sein, so eine Art Europolis.

Michael Stürmer: ... aber wir werden immer weniger Menschen!...

Peter Weibel: ... nein, ich glaube, es werden viele Menschen aus anderen Kontinenten dazukommen. Das heißt, die Idee der Stadt als Festung des Urbanen und der Zivilisation und des Landes als dem Barbarisch-Unzivilisierten gibt es heute nicht mehr.

Aber das Hauptproblem der Stadt ist nur ökonomisch fundiert, nicht – wie Sie so schön beschrieben haben – sensuell: die Städte sind nicht nachhaltig. Das ist der Jammer. Es gibt meiner Meinung nach keine *sustainable city*, keine nachhaltige Stadt. Die Stadt braucht ungefähr ein fünfmal so großes Areal ausserhalb, um sich erhalten zu können. Von dort schöpft sie das Leben. Die Dinge, die die Stadt braucht, von Gemüse bis zu Schuhen – kommt nicht aus der Stadt. Sie kommen aus einem Gürtel, der fünfmal so groß ist wie die Stadt selbst. Wenn sich jetzt die Städte ausdehnen, wird der Platz immer kleiner. Dadurch brauchen wir immer mehr Chemie, um aus dem wenigen Land, das noch bleibt, immer mehr Gemüse herauszuholen, damit wir die Städte ernähren können. Die Natur wird leider ein chemisch gezüchteter Knecht der Städte. Das ist ein großes Problem. Die Natur wird faktisch immer mehr von den Städten unterworfen. Sie wird, wenn sie dann noch gepflegt wird, eben als Landschaftspark gepflegt – zivilisiert, kultiviert –, damit wir sie als künstlich geschaffene Sozialkunst der Natur genießen können. Aber diese Erlebnisse werden geschaffen werden von Firmen. Es werden Firmen sein, die die Natur betreuen und uns sagen, wo wir die Natur noch genießen können. Da sehe ich schon ein wenig schwarz. Das sind die Nachteile der Städte.

Thomas Sieverts: Ich würde da schon streiten!

Peter Weibel: Deshalb heißt es ja "Disput"!

Thomas Sieverts: Die Menschenmengen, die wir heute haben, können wir nur noch mit Chemie ernähren. Wenn wir die Chemie streichen würden, würde es nicht ausreichen...

Peter Weibel: ... das habe ich ja gesagt.

Thomas Sieverts: ... und die Stadt selbst ist wahrscheinlich die ökologischste Lebensform, die wir haben, weil wir auf kleiner Fläche mit sehr wenig Energie und kurzen Wegen im Prinzip unsere Bedürfnisse erfüllen können.

Peter Weibel: Aber Sie geben zu, dass die Stadt das Umfeld braucht?

Thomas Sieverts: Ja, natürlich braucht die Stadt das Umfeld. Und natürlich umfasst der sogenannte "ökologische Rucksack" bei den großen Städten die ganze Welt. Das wissen wir. Und ich wies ja darauf hin, dass diese regressive Sehnsucht nach der Stadt ein bisschen ahnt, dass das auf Dauer vielleicht nicht weitergeht, sondern dass die Stadt sich eigentlich auch wieder darauf vorbereiten müsste, sich aus der eigenen Region heraus selbst zu ernähren.

Peter Weibel: Darf ich ein Beispiel einfügen, damit man die Dramatik dieses Falles sieht? Man nennt diese Theorie, die ich hier vertrete, *Footprint*.

Thomas Sieverts: *Footprints* oder *Rucksack*.

Peter Weibel: Genau. Die Stadt hinterläßt Fußspuren. Wenn die ganze Welt so leben würde, wie Amerika heute lebt, beispielsweise was den Energieverbrauch betrifft dann würden wir eine Welt brauchen, die fünfmal so groß wäre.

Thomas Sieverts: Ja. Wenn die Chinesen alle Auto fahren würden und alle so leben würden wie die Amerikaner, dann müssten wir auf den Mond gehen – oder auf den Mars. Das hilft dann nichts mehr.

Gertrud Höhler: Hier schließt sich ja dann an, was Politiker nun aus diesen Fragen machen. Das heißt, es gibt eine Urbanismusdebatte. Und nicht nur das: es gibt auch Projekte, wo ganze – ja, was sind das – Kleinstädte? oder Stadtviertel? - gebaut werden, die alles das haben, von dem erwiesen ist, dass Menschen es mögen. So muss das ungefähr sein, und dann gibt es Kritiker, die sagen, "das ist tot. Das ist leer, das hat keine Seele". So! Haben Städte eine Seele? Oder hatten sie mal? Wie sieht das denn dann aus, wenn wir so viel wissen über Städte, heute, in der Wissensgesellschaft? Was machen Stadtplaner denn, um zu erhalten, was wir brauchen? Oder besser zu machen?

Alfred Grosser: Nein, nein. Um Paris herum hat de Gaulle befohlen (so geht das in Frankreich: er hat es überflogen, mit Paul de Louvrier, ein hoher Beamter) und hat gesagt: "Mettez-moi de l'ordre dans ce bordel". Und daraufhin sind die *villes nouvelles* entstanden, manche architektonisch toll, weil jedes Viertel von einem anderen Architekten gebaut worden ist im Unistil. Nach und nach sind - in der Mehrzahl mit neuen Universitäten, mit neuen Theatern, mit neuen Kulturelementen - diese Vororte völlig neue Städte, haben ein geistiges Leben und bilden neue Einheiten. Das ist völlig anders als die Vororte, wo Immigranten zusammengepfercht werden. Das ist ein ganz anderes Problem.

Thomas Sieverts: Marzahn!

Michael Stürmer: Marzahn müssen wir erst zu einer *ville nouvelle* machen.

Gertrud Höhler: Aber Marzahn ist auf dem Wege!

Thomas Sieverts: Marzahn ist auf dem Wege, würde ich sagen. Ja!

Gertrud Höhler: Es zieht jetzt ganz andere Gruppen an als früher da gelebt haben.

Michael Stürmer: Mich nicht, aber...

Gertrud Höhler: Man nimmt als kurios, was man früher als Abgrenzungsanlass genommen hat. So geht es mit einigen alten Stadtvierteln. Und nehmen Sie das Beispiel Berlin, nicht, von wegen Stadtmarketing...

Michael Stürmer: Neuperlach!

Thomas Sieverts: ... ist auch ein spezieller Ort.

Gertrud Höhler: Aber Berlin ist eine Agglomeration von Dörfern. Und jeder von uns, der in Berlin lebt, kauft in einer quasi dörflichen Umgebung ein, wo alles zusammen ist, was man braucht. Es gibt in dieser Riesenstadt in dem Sinne keine weiten Wege. Und nochmal: Stadtplanung. Sie sind ja alle daran auch beteiligt, entweder als Opfer oder Täter oder beides...

Alfred Grosser: Das sind doch alles drei Täter!

Gertrud Höhler: Ja, aber es könnten ja Täter von der richtigen Seite sein. Das möchten wir hören. Das möchten wir wissen. Was halten Sie denn von den neuen Vorstellungen, man könne das *viel* besser steuern, als das ehemals geschehen ist oder in der Dritten Welt geschieht. Wie soll das denn dann aussehen?

Thomas Sieverts: Ich glaube, da gehe ich mit Herrn Weibel überein. Man kann da sehr wenig steuern. Man kann Voraussetzungen schaffen. Aber das, was wir bei den Symbolen besprochen haben – die Seele entsteht, dass eben Leute hinziehen, Kinder kriegen, dort leben, sich die Dinge aneignen, ihr Haus bauen, sich streiten um das neue Rathaus...

Thomas Sieverts: Bäume pflanzen...

Thomas Sieverts: ... dadurch entsteht das erst. Und mein Einwand gegen die *new urbanism* und Celebration: dass das da eben alles nicht passiert! Sondern es wird, sozusagen *instant*, fertig hingesezt...

Gertrud Höhler: ...die *Hülle* wird hingesezt...

Thomas Sieverts: ...die *Hülle*, *alles* wird hingesezt! Es gehört einem großen Unternehmer. Es gibt auch keine örtliche Demokratie, sondern es ist eine Unternehmerstadt. Alles das, was wir eben angesprochen haben als das, was Seele erzeugt und was Heimat – um diesen etwas pathetischen Begriff zu wählen – [ausmacht], ist sozusagen im Keim erstickt.

Peter Weibel: Ich würde mich Ihnen ganz anschließen. Das heißt, man könnte durch bestimmte Gesetze, die notwendigen Voraussetzungen schaffen. Es darf nicht sein, dass derjenige, der außerhalb der Stadt eine Fabrik aufmacht, die Steuern nicht in der Stadt bezahlt. Dadurch erreicht man klarerweise, dass die Fabriken an die Peripherie gehen, weil sie dort billigeren Grund haben und dann noch einen Deal mit dem Bürgermeister des kleinen Ortes, des Dorfes machen können. Da haben sie dann Vergünstigungen.

Alfred Grosser: Sie sprechen da gegen Baden-Württemberg!

Peter Weibel: Das war jetzt nur ein Beispiel...

Gertrud Höhler: ... Ja, aber es ja geht weiter. Die Leute mit den staatlichen Eigenheimfördergeldern gehen auch nach draußen!

Peter Weibel: Richtig. Das heißt also, man müßte einfach andere Finanzgesetze schaffen. Ich rede über die Wirklichkeit.

Gertrud Höhler: Sie sagen also, man kann eigentlich ziemlich wenig machen.

Peter Weibel: Im Rahmen der bestehenden Gesetze: ja.

Gertrud Höhler: Dann schaue ich noch einmal in die Vergangenheit. Stadtwachstum war ja in früheren Jahrhunderten auch von anderer Gestalt. Wenn wir uns vorstellen, wir würden mit dem Flugzeug darüberfliegen, um das zu vergleichen, könnten wir sagen, die alten italienischen Metropolen sind spiralförmig gewachsen, oder sie sind gewachsen, wie ein Blatt wächst: mit Adern und Hauptadern. Bionisch also, würden das die Liebhaber solcher Formen nennen, die nah an Versorgungssystemen aus der Natur sind. Und ist die Zersiedlung, die sich um neue Städte herum ereignet, unbeherrschbar, weil wir so viele sind?

Peter Weibel: Der heikle Punkt ist, dass große Städte, von Rom bis Los Angeles, multikulturell sind. Wenn wir Gesetze haben, die das verhindern, dann wird Deutschland nicht nur immer wieder beim Fußballspiel verlieren, sondern dann werden auch die Städte nicht funktionieren. Man spricht von New York als "melting pot". Auch der Zauber von Paris – nicht nur in der französischen Nationalmannschaft, sondern auch der Stadt selber – besteht darin, dass sie multikulturell möglich gewesen ist. Man muß politische Möglichkeiten erschaffen, gesetzliche Möglichkeiten, dann können Städte entstehen. Damit eine Stadt gedeiht, muß sie ein Anziehungspunkt sein für verschiedene Bevölkerungsschichten, für verschiedene Generationen und für verschiedene Nationen, also ein Anker der Nationalitäten. Dann entsteht eine Stadt, eine Stadt, die man sich wünscht. Da gibt es Gegensätze unterschiedlicher sozialer Gruppen, aber aus diesen Gegensätzen, die man braucht und die möglich gemacht werden müssen, entsteht eine gute Stadt.

Alfred Grosser: Ja, aber ich habe einmal Rio überflogen...

Peter Weibel: Das hört man nicht gerne. Die Städte, die in Deutschland geplant wurden, wurden geplant wie Dörfer. Das heißt, wie Dörfer, die in sich geschlossen sind, wo kein Fremder dazukommt und wo auch die Gesetze davor schützen, dass dort ja nichts passiert.

Hermann Schwengel: Aber jetzt müssen wir auch innerhalb dieser Megacities doch zwischen Typen unterscheiden. Man kann sicherlich sagen, dass Städte, denen es gelungen ist, bestimmte Grundversorgung – etwa was Elektrizität und Wasser betrifft – herzustellen, und das betrifft manche dieser großen Agglomerationen, in Asien vor allen Dingen, teilweise in Lateinamerika, aber vor allen Dingen in Asien. Da ist natürlich die Voraussetzung dafür geschaffen, dass das, was Sie beschreiben, auch funktioniert. Die Vorstellung, dass sich in der *new economy* eine kleine Klasse hochkompetenter, hochgebildeter Informationsfachleute jagt, die die technologischen Generationen gewissermaßen überspringen, sich dort selbständig machen, beruht darauf, dass so etwas wie ein sozialer Mittelbau bereits entstanden ist. Die entsteht nicht aus dem Nichts. Und das trifft für bestimmte Städte in Asien, in Lateinamerika zu: es hat sich ein gewisser Mittelstand gebildet, es gibt eine gewisse soziale Grundversorgung. Und es ist natürlich das alte sozialstaatliche Argument, dass Freiheit und Entfaltung

nur dann gedeihen, wenn sie auf einem gewissen minimalen Boden an Sicherheit erst wachsen kann. Das gilt für bestimmte Städte, und für andere gilt es eben nicht. Dieses wilde Wuchern ermöglicht nicht die Informationsökonomie, sondern zumindest eine minimale Ausstattung ist dafür nötig. Und dann müssen wir auch ein bisschen, glaube ich, in anderen Zeitkategorien denken. Wenn wir historisch gefragt werden, ist es selbstverständlich, dass wir die Geschichte der europäischen Stadt über mehrere Jahrhunderte verfolgen – das ist das Selbstverständlichste der Welt. Wenn wir aber über die Zukunft reden, dann tun wir so, als könnten wir in Jahren oder höchstens in zwei bis drei Jahrzehnten denken. Ich will da nur eine Unterscheidung treffen: Viele dieser Dinge, die Herr Weibel beschreibt, sind Kulturtechniken, die bestimmt noch mehr als Jahrzehnte brauchen, um Alltagswirklichkeit zu werden und bis sie die Gesellschaft wirklich durchdrungen haben. Gut - wir wollen uns über die Zeit nicht streiten, aber es dauert ziemlich lange. Vier Lösungen, über die wir jetzt diskutieren – wie gehen wir mit den Vorstädten um, wie ist es möglich, in Städten Zentren zu installieren oder zu vitalisieren, die außerhalb der mythologisierten Kernstadt in der Lage sind, die Menschen dort zu binden, wo mehr als die Hälfte unserer Bevölkerung lebt (und das tut sie nun mal in den Klein- und Mittelstädten oder in den Vororten) – das sind Strategien, die vielleicht zehn, zwanzig, dreißig Jahre dann... Und in diesen Kategorien muss man denken, so wie der Historiker eben mit Zeitrhythmen umzugehen gelernt hat, müssen wir in der politischen Debatte auch wieder lernen, mit Zeitrhythmen umzugehen, die nicht nur bis morgen oder bis übermorgen reichen, sonst kommen wir in der Stadtdiskussion auf keinen grünen Zweig. (Applaus)

Thomas Sieverts: Das ist zu global. Aber die Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt dahin kommen, ist, dass wir das, was da neu entstanden ist, als die neue Stadt anerkennen. Wir dürfen nicht mehr davon ausgehen, dass die Stadt das ist, was im 19. Jahrhundert bis, sagen wir mal, zum Ersten Weltkrieg entstanden ist, und alles andere sei Vorstadt oder zersiedelt und wird mit lauter pejorativen Begriffen schlechtgemacht.

Gertrud Höhler: "Die neue Stadt" – Sie haben noch einen anderen Begriff dafür gebracht.

Thomas Sieverts: Ich habe das "Zwischenstadt" genannt. Man kann das verschieden nennen.

Gertrud Höhler: Ja, was ist das, "die Zwischenstadt"? Nun sagen Sie's doch endlich!

Thomas Sieverts: Das ist eine Stadt, die (ich habe das so genannt) "zwischen Ort und Welt" liegt. Wir haben auf der einen Seite die Orte, über die wir gesprochen haben. Über die Nicht-Orte haben wir nicht gesprochen, oder nur indirekt: alles das, was sozusagen "ortlos" ist - Flughäfen, Hauptquartiere von großen Firmen, große Hotels, die auf der ganzen Welt aus Marketinggründen das gleiche Ambiente anbieten – das sind alles Nicht-Orte. Und zwischen diesen bewegt sich das. Es bewegt sich auch zwischen Raum und Zeit. Auf der einen Seite können wir feststellen, dass der Raum immer stärker durch Zeit ersetzt wird: wir rechnen nicht mehr in Kilometern, sondern in Minuten (das ist die andere Dimension). Und dann haben wir auch noch Reste von Stadt und Land; darüber haben wir heute gesprochen. Und was da entsteht, ist die neue Stadt. Wir müssen dieselben Qualitätsmerkmale, die wir an die alte Stadt ganz selbstverständlich anlegen (nämlich dass in der alten Stadt nicht jeder bauen darf, wie er will, dass er sich bestimmten Regeln unterwerfen muss), jetzt auf die vergrößerte Stadt übertragen. Mir hat neulich ein Kollege aus dem Bundesbauministerium gesagt, dem ich das vorgetragen hatten "ja, wenn wir aber die Shopping Center schöner machen, dann werden sie ja noch gefährlicher. Das ist so diese Abwertungsstrategie, die nicht mehr funktioniert. Wir gewinnen ein bisschen Zeit, und wir müssen einfach akzeptieren, dass die Stadt einfach gewachsen ist – aus vielen Gründen -, und dass auch die Landschaft inzwischen zu gestalten ist. Die Landwirtschaft ist nur noch ein Nutzer. Reiterhöfe, Golfplätze, Kleingärten: all das haben wir...

Gertrud Höhler: ... Wanderwege...

Thomas Sieverts: ... ja! Und der Metabolismus der Stadt, die Deponien, das Reinhalten der Luft und des Wassers: alles das erhebt Ansprüche auf das Umland, und deswegen müssen wir einfach die Grenze der Stadt weiter ziehen und uns darum bemühen, dass wir dieses Erweiterte genauso kultivieren, mit seinen Orten und Nicht-Orten, wie wir das in der europäischen Stadt seit tausend Jahren gewohnt sind.

Alfred Grosser: Zwei Bemerkungen. Erstens zu den europäischen Städten: das stimmt! Sie hatten mal einen Ministerpräsidenten, der heute Zeiss in Jena aufgebaut hat, und der hatte sehr genaue – meiner Ansicht nach sehr richtige – Vorstellungen davon, was man mit der Landwirtschaft machen kann, indem man die eigentliche Landwirtschaft, die Landschaften, verwalten läßt...

Thomas Sieverts: Richtig. Biotope, Vernetzungen, was sich später mal alles überlagert...

Alfred Grosser: Aber das gilt alles für Europa, und Sie geben, für mich, zu allgemeine Antworten.

Thomas Sieverts: Nur für Europa! Das was ich gesagt habe, gilt nur für Zentraleuropa!

Alfred Grosser: Ja, nur für Europa. Ich nenne zwei Beispiele: ich habe Rio mit viel Glück im Hubschrauber überflogen und entdeckt, dass es *die* Stadt ist, wo sich alles vermischt, wo die Favelas inmitten der reichen Viertel sind. Nicht im reichen Vorort, sondern drin. Auf der anderen Seite war ich in Singapur, und in Singapur wird geplant. Und es gelingt, aber mit Gewalt!

Thomas Sieverts: Und seelenlos!

Thomas Sieverts: Ich wollte mal drei Tage Singapur anschauen – nur als Anekdote -; den letzten halben Tag habe ich mich in den Botanischen Garten gesetzt, zu den letzten Quadratmetern Dschungel, und habe ein Buch gelesen. Weil die Stadt sooo langweilig und so mit einem Schlag zu erkennen ist, dass ich keinen Spaß daran hatte.

Alfred Grosser: Nein, nein..

Gertrud Höhler: Naja, aber Singapur ist ja auch Teilnehmer der "Urban 21", die in der nächsten Woche in Berlin beginnt. Da ist Brasilien dabei, da ist Südafrika dabei, da ist Deutschland dabei. Das sind also vier Teilnehmer, die sich vorgenommen haben... was denn? "Die Stadt der Zukunft zu entwerfen"!

Michael Stürmer: Ja! Darüber müssen wir jetzt reden!

Gertrud Höhler: Und das sind überwiegend Funktionäre, Politiker, Leute, die also nicht aus dem Städtebau unmittelbar kommen, als "gelehrte Träumer", sondern es sind Menschen, die sagen, "wir müssen das in den Griff kriegen". So. Was eigentlich, wenn ich höre, „Ortlosigkeit“ von Kettenhotels, von Flughäfen, Ortlosigkeit doch wohl auch von Chipfabriken, in denen man dann vielleicht beruflich arbeitet – könnte es nicht sein, dass für die Menschen, die so leben, ortlos, dann eine ungeheure Sehnsucht nach Orten akut wird und sie sagen, "So! Und wenigstens dort, wo ich wohne, möchte ich etwas haben, was Aura hat, Seele hat". Und sollen wir das denn auch planen? Oder können wir das planen?

Thomas Sieverts: Die Orte sind viel zu teuer! Es wäre ja schon schön, wenn Sie Orte hätten, wo Sie selber was machen können, wo Sie selber Spuren hinterlassen können...

Gertrud Höhler: ... Also eine Werkbank...

Thomas Sieverts: ...einen Schrebergarten, eine Werkbank, ein Haus selber bauen können – ohne Reglement. Das wäre schon viel! Die auratischen Orte können sich nur noch die Milliardäre leisten.

Michael Stürmer: Ja, aber die sind natürlich auch verdorben!

Gertrud Höhler: Er behauptet, alles kostet Geld!

Michael Stürmer: Nehmen Sie nur so ein österreichisches Disneyland wie Kitzbühel. Das ist ziemlich scheußlich! Nichts ist da, was es vorgibt zu sein...

Peter Weibel: ...ist ja auch keine Stadt!

Michael Stürmer: ...es ist einfach schrecklich! Es ist nur noch ganz künstlich, gibt aber vor, ganz heimelig zu sein.

Gertrud Höhler: Aber das ist ja der neue Urbanismus! Das war das Thema!

Michael Stürmer: Das wollen ja die Leute! Es ist nicht so sehr das Dorf, es ist eigentlich eine urbane Umgebung, also das Dorf in der Stadt.

Thomas Sieverts: Da lobe ich mir dann doch Gasteig, also, das wirklich eine Stadt ist.

Peter Weibel: Kitzbühel, das ist ein Argument. Für mich ist das ein Ort, der nur der Konsumtion und dem Tourismus dient. Das kann man gar nicht ernst nehmen. Ihre Frage muss man, glaube ich, so beantworten: Sie, Herr Schwengel, haben das Stichwort schon gegeben. Die Zukunft der Städte wird bestimmt von der neuen Ökonomie und von der Informationstechnologie. Ich gebe ein Beispiel, das, glaube ich, sehr überzeugend ist. Wenn Sie heute eine Visitenkarte anschauen, dann steht da zum Beispiel drauf, "Freiburg, Martin-Heidegger-Platz 2" oder irgendein anderer Stadtname. Das heißt, es ist der Ort angegeben, wo Sie wohnen. Aber dann kommen die Adressen der Nicht-Orte: die Handy-Nummer, eine Faxnummer, das Standtelefon. Da haben Sie schon einmal drei Nummern. Dann haben Sie noch e-mail und eine Homepage. Sie haben also fünf Adressen, die keine Orte sind. Das heißt, Sie werden den Ort idealerweise noch behalten, denn irgendwo müssen Sie sich ja schlafen legen, aber Sie haben fünf Orte dazu bekommen, wo man Sie jederzeit erreichen kann und von wo aus Sie jederzeit jemand anderen erreichen können. Das sind alles Un-Orte. Meine Behauptung ist: die wichtigen Adressen sind nicht die Adressen, wo Sie wohnen, denn Sie kommunizieren nicht mehr über die Wohnung. Sie werden kaum mehr Briefe bekommen, kaum mehr Briefe schreiben. Sondern Sie werden am Tag zwanzig Mal telefonieren...

Gertrud Höhler: Das wurde schon lange gesagt – und es geschieht doch immer noch! Das Papier in den Büros ist immer mehr geworden.

Peter Weibel: Na gut, man schreibt schon noch, aber man schreibt am Tag vielleicht einen Brief, aber man telefoniert zwanzig Mal. Sogar schon die Kinder, das ist ja das Erstaunliche. Die Kinder sieht man mit mobilen Telefonen herumgehen, auf dem Schulhof, nach der Schule und vor der Schule im Autobus und überall. Das heißt, die Leute kommunizieren immer mehr, nicht vom Ort aus, sondern vom Un-Ort. Sie sind mobil. Sie leben nicht mehr in realen Räumen, sondern in Informations- und Kommunikationsräumen.

Gertrud Höhler: Herr Weibel, ein tolles Beispiel: Junge Paare gehen, sagen wir mal, über die Münchner Maximilianstraße, und jeder hat sein Handy am Ohr. Und der eine von den beiden hat gerade die andere von der Arbeit abgeholt, aber sie haben beide so viel auf ihrer Mailbox, dass sie das erst mal abarbeiten und für Stunden nicht miteinander kommunizieren können.

Peter Weibel: Richtig. Die Leute sitzen im Restaurant, und jeder hat ein Handy und telefoniert.

Michael Stürmer: Modern times... Deshalb haben wir hier ja gesagt, "Handies aus!"

Gertrud Höhler: Ja. Mich interessiert aber, wenn ich lese, was Sie über die Stadt der Zukunft schreiben, und über die Durchdringung von Innen und Außen, Wegsein und Hiersein, Erreichbarsein und doch Für-Mich-Sein, dann klingt das ungeheuer jenseitig und unwirklich, surreal. Und ich frage sofort: Wollen Menschen das? Ist es das, was Menschen wollen? Oder ist das eine Beschreibung für eine virtuelle Oberschicht, die so lebt? Und was machen die anderen?

Peter Weibel: Ich nehme Ihre Frage ganz ernst: Wollen Menschen das? Sie lesen in einer Zeitschrift von einem Buch. Oder Sie lesen in einer Zeitschrift von einem Film. Als ich jung war, habe ich irgendwo von einem tollen Film gelesen, sagen wir mal *La dolce vita* von Fellini. Das war damals ein Skandalfilm. Ich war in einer Kleinstadt von 10 000 Einwohnern, ich habe den Film dort nie gesehen, denn er ist dort nie hingekommen. Heute könnten Sie ihn als Video bestellen und haben ihn innerhalb von einem Tag. Wenn ich von einem Buch gelesen habe, mußte ich zum lokalen Buchhändler gehen, der das Buch nicht gefunden hat. Dann habe ich drei Monate warten müssen, bis das Buch *Boolesche Algebra*, das ich mit 17 Jahren lesen wollte, kam. Heute kann ich bei bol.de oder bei amazon.de bestellen, und...

Gertrud Höhler: Oh, Vorsicht mit amazon...

Hermann Schwengel: ... das geht nicht mehr gut...

Peter Weibel: ... aber ich kann sagen, dass ich in zwei Tagen in der Stadt und in dem und dem Hotel bin, und dann ist das Buch dann auch wirklich dort. Und ich glaube, dass die Leute das wollen. Die Leute wollen, dass ihre Wünsche möglichst rasch befriedigt werden. Sie wollen nicht warten, auf Filme oder auf Bücher. Ich kenne Leute in meiner nächsten Umgebung, die bestellen zum Beispiel ihr Gemüse, und jeden Dienstag kommt ein Paket mit Biokost zu ihnen in die Wohnung. Die Leute warten nicht auf den lokalen Händler, sondern wissen, dass es hier in der Nähe von Freiburg einen guten Biobauern gibt und entscheiden, dass sie ihr Gemüse genau von dort haben wollen.

Gertrud Höhler: Gemüse aus dem Internet!

Peter Weibel: Ja, und das wird bestellt.

Gertrud Höhler: Herr Weibel, das ist trotzdem nur die halbe Wahrheit. Schlangen, Nicht-Warten-Wollen: Schauen Sie sich die täglich Schlange an der Reichstagskuppel an. Sie halten es nicht für möglich! Weit über die Straßen, über den Platz (zum Glück ist da noch Platz um das Gebäude herum)...

Peter Weibel: ... Frau Dr. Höhler, das sind nicht die Orte des Lebens...

Gertrud Höhler: ... Schauen Sie sich die Staus auf den Autobahnen an! Die Leute gehen *lustvoll* in solche Warteschleifen!

Peter Weibel: Das sind alles Urlaubssymptome und Tourismussymptome. Das hat mit dem Leben nichts zu tun.

Gertrud Höhler: Also, es ist zumindest nur die halbe Wahrheit. Glauben Sie's mir! Für Sie und Ihre Leute mag das stimmen...

Peter Weibel: Ich rede vom Leben. Ich rede nicht vom Urlaub und nicht vom Tourismus.

Michael Stürmer: Frau Höhler, ich wollte doch noch mal Ihre Frage aufgreifen. Sie ermutigen, auf der Frage zu insistieren. Wir haben diese Unarten und Unorte, alles virtuell, wir kommunizieren total, und die jungen Liebespaare kommunizieren mit Gott und der Welt, aber nicht miteinander...

Peter Weibel: ... mit dem Vorbehalt: jederzeit, immer und überall, kann jeder mit jedem sprechen!

Michael Stürmer: Ja, aber das ist ja auch ein bisschen grauenhaft! Man muß es ja auch mal abschalten! (Applaus) Es gibt ein Beispiel aus Silicon Valley, da weiß ich positiv, dass einige der sogenannten *wiz kids* (die also da die tollsten Sachen erfinden, die ich gar nicht verstehen kann) zu Hause ohne Fernsehen barfuß laufen. Warum? Warum tun sie das? Sie wollen irgendwo mal wieder Erdbertührung haben.

Peter Weibel: Die machen das, weil sie keinen *Baden-Badener Disput* haben und weil das Fernsehen dort schlecht ist. Hätten sie einen Badener Disput, würden sie ihn anschauen. (Applaus)

Michael Stürmer: Nein, nein. Ich glaube, es gibt einen ganz anderen Grund. Wenn sie kreativ sein müssen, dann müssen sie sich ab und zu isolieren. Dann müssen sie sozusagen in die Stätten der alten Mönche gehen. Da müssen sie nicht unbedingt mönchisch leben...

Thomas Sieverts: ... *stabilitas locis*...

Michael Stürmer: Ja! Da müssen sie dahin gehen, sonst gehen sie nämlich selber verloren. Sie gehen in zehn Dimensionen verloren, in Unordnung, und das ist dem Menschen - jedenfalls gegenwärtig - noch nicht gegeben.

Peter Weibel: Herr Stürmer, die Leute tun acht Stunden lang nichts anderes als ständig mailen und telefonieren. Natürlich gibt es dann Zeiten, in denen sie das nicht möchten, so wie hier. Sie können Ihr Handy jederzeit ausschalten. Sie können sich jederzeit anonymisieren. Das ist ganz klar. Aber Sie haben gleichzeitig die Möglichkeit: *anybody, anytime, anywhere*.

Alfred Grosser: Anonymisieren - da weiß ich nicht genau, was es bedeutet. Wenn ich sage, ich könnte in Freiburg nicht unterrichten, nicht Student sein: der Schwarzwald ist zu nah! Denn ich laufe regelmäßig alleine (und es gibt noch genügend Wälder, wo man das tun kann); da brauche ich kein Handy, da brauche ich gar nichts. Ich will aber mit mir selbst alleine sein! Und das sind Dinge, dazu brauche ich in kein Kloster zu gehen. Und das Sich-Selbst-Finden ohne Handy - mein Handy, naja, nur meine Frau hat meine Nummer, denn ich benutze es nur, wenn Flüge Verspätung haben. Sonst benutze ich's nicht -, aber ich glaube, dass dieses In-Sich-Selbst-Gehen, dieses Alleinesein das ist, was so Angst macht. Es gibt heute Millionen Menschen in unseren Städten, die nie mehr alleine sein wollen.

Gertrud Höhler: Ja, aber es gibt umgekehrt auch Millionen Menschen in den Städten, die sagen, "ich bin unendlich einsam in der Stadt". Und gerade in der Stadt!

Alfred Grosser: Ja, aber das "Ich bin zu einsam" ist auch oft ein Nicht-Wollen des Alleinseins.

Gertrud Höhler: Natürlich. Natürlich, absolut! Die Stadt also auch als Moloch, als Monstrum.

Alfred Grosser: Metropolis.

Gertrud Höhler: Das ist doch zumindest aus Großstadterfahrung von Menschen, zumindest im letzten Jahrhundert, vielfach überliefert. Auch natürlich als Fülle der Versuchungen, der Zerstreuungen, der Ablenkung, der Gefahr. Stadt ist Krieg! Ich könnte Ihnen viele Menschen zeigen, die sagen: "Das ist mein Stadterlebnis: Stadt ist Krieg"! Stadt ist Lärm, Stadt ist Aggression, natürlich auch Gefährdung durch Süchte, Stadt ist künstliche Welt in ihrer bösesten Art.

Hermann Schwengel: Aber die Frage ist doch natürlich immer: für wen?

Michael Stürmer: Für die Unschuld vom Lande!

Gertrud Höhler: Es gibt aber sehr viele Menschen, die es so erleben. Menschen, die zum Beispiel beim Konsum zu den Benachteiligten gehören und sagen, "ich kann, wenn ich da durch diese Shoppingzeile gehe, mir nichts von alledem kaufen, und deshalb gehe ich lieber gar nicht dahin".

Alfred Grosser: Das ist vor allen Dingen für Berlin wahr. Und ich glaube nicht, dass die Menschen in Dresden und Leipzig auf die Straße gegangen sind, um zu erreichen, dass man das Center baut, das bei Sony ist, oder dass entlang der Friedrichstraße, wo der Checkpoint Charlie war, der Freiheit und Unfreiheit trennte, die reichen Geschäfte sind, wo die Ostberliner nicht kaufen können.

Gertrud Höhler: Nein. Das wissen wir zuverlässig, dass es das nicht wahr. Das ist völlig richtig.

Thomas Sieverts: Ich meine die Frage des Ausschlusses, die Sie ansprechen. Die müssen wir natürlich außerordentlich ernst nehmen. Gerade in unseren Städten ist zur Zeit die Tendenz, immer weitere Gruppen auszuschließen, ganz stark. Der öffentliche Raum in Europa war im Prinzip einer, der immer, 24 Stunden am Tag, allen Menschen zugänglich war. Und jetzt haben wir immer weitere Bereiche in den Innenstädten, selbst ehemals öffentliche Bereiche wie zum Beispiel die Zeil in Frankfurt, wo alles das, was stört und stinkt und pöbelt, sozusagen unauffällig an den Stadtrand befördert wird. Wir haben immer weitere Bereiche, nicht nur *die gated communities*, sondern auch die großen Shoppingcenter, in denen das Hausrecht der Besitzer gilt. Und da hat jeder, der kein Geld hat oder es sich nicht leisten kann, nichts zu suchen. Und diese Ausschluss Tendenzen aus bestimmten Orten – das gilt nun auch für Kitzbühel: Wer das nicht bezahlen kann, für den ist das nichts. Und insofern besteht die Gefahr, dass das, was wertvoll ist, auch teuer wird (nicht nur wertvoll ist, sondern auch teuer bezahlt werden muss), und damit immer mehr Gruppen aus der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Und ein Merkmal der europäischen Stadt war, dass das nicht galt. Und die große Gefahr, die ich sehe, die eigentliche Gefährdung der europäischen Stadt, ist, dass dieses Minimum an Solidarität, das für die europäische Stadt seit tausend Jahren gilt, dieser *contrat social*, aufgekündigt wird oder vertrocknet.

Alfred Grosser: Das ist ja ein sehr ideales Bild der vergangenen Stadt.

Hermann Schwengel: Aber das muss man ja nehmen, um zu kontrastieren. So würde ich das auch verstehen. Was vor allen Dingen damit auch verlorengeht, ist ein gemeinsamer Erfahrungskern. Die städtische Erfahrung war immer eine, die außerordentlich widersprüchlich war, wir haben schon davon gesprochen. Aber bei aller Widersprüchlichkeit hat es bisher einen gemeinsamen Erfahrungskern gegeben, an dem sich sowohl die Eliten wie die breiten Schichten und Klassen abarbeiten konnten.

Ich dachte, Frau Höhler, Sie wollten doch tatsächlich eine Elitenkritik hier losretten... Also, die Gruppen, die auf diesen Flughäfen und in diesem Interieur leben: was macht deren Erfahrung aus? Ich denke, das sind zwei Seiten desselben Problems. Auf der einen Seite dünnt der allgemeine Erfahrungskern, den wir als Stadtbürger, als Stadtbewohner [haben], aus und schrumpft zusammen zu fraktalen Elementen, von denen wir gerade noch so etwas verstehen, aber darüber hinaus nicht. Und auf der anderen Seite schrumpft auch die Beobachtungsfähigkeit und die Synthesefähigkeit von Menschen, die Entscheidungen über diese Bereiche zu treffen haben. Und beides kommt zusammen. In der öffentlichen Diskussion wird ja oft gesagt: der *Davosman* und die *Seattle people*. Der Davosman: hochkompetent in bestimmten Bereichen, Synthesefähigkeit da, wo's notwendig scheint, und ohne diese Erfahrungsgesamtheit, die im besten Sinne das politische Bürgertum ausgezeichnet hat. Und dem steht dann wiederum der Protest entgegen (deswegen bringe ich das hier mit ein): *Seattle people*, der – bisher jedenfalls – keine Sprache gefunden hat, um wiederum einen Erfahrungskern zu formulieren, den andere wiederum teilen können. Und das hat den Hintergrund, den Sie zu Recht beschrieben haben: Die Stadt als Erfahrungstatsache, die sehr viele Mehrheiten teilen können, ist in Gefahr. Und mit ihr die Solidaritäten und vor allen Dingen die Sensibilitäten. Sennett (?) hat das mal so beschrieben: Wenn man den zerbrechlichen Charakter, den anfälligen Charakter einer Stadt nicht mehr wahrnehmen kann, in dem Augenblick geht auch das, was Tocqueville "Spannkraft" genannt hat – sich mit den Veränderungen der Stadt aktiv auseinanderzusetzen – verloren.

Gertrud Höhler: Weil Sie Seattle erwähnen, eine Einzelheit, die vielleicht ihr Bild von Seattle dann ein wenig anders schattiert. Wir haben in Seattle ja eine große Zahl von ausgesprochen jungen Menschen, die sehr viel Geld bei Microsoft, bei Bill Gates, verdient haben, und die mit Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig sagen, "dankeschön, das war's. Das muss ich nicht immer weiter machen. Das kenne ich jetzt. Und jetzt will ich etwas ganz anderes!". Und was diese Menschen machen, ist genau dies, was Sie vielleicht mit "Erfahrungskern nachholen, einholen, reinholen, wiederfinden" beschreiben: Diese Menschen arbeiten an Stiftungen zum Beispiel für Kinder, die keine Bücher in ihren Familien finden. Sie bauen also Bibliotheken auf, etwas ganz Altertümliches aus der Perspektive solcher Menschen. Sie sind also als Wohltäter unterwegs, wiewohl sie nicht Greise sind (weil wir ja immer voraussetzen, am Ende des Lebens fällt das den Leuten mit dem vielen Geld vielleicht noch ein); sie sind junge Menschen, voller Spannkraft und voller Energie auch für eine neue Karriere. Und sie machen *diese* Karriere: eine Karriere an ganz konkreten, ganz anderen Menschengruppen. Es ist eine große Zahl von Menschen, die das macht. Hier können wir doch erkennen, dass die virtuelle Welt (das wäre ja auch für Ihr Thema wichtig, wenn wir dann alle mit Raumanzug leben)...

Hermann Schwengel: Das ist auch der Grund, weshalb wir immer Brücken zu Herrn Weibel bauen...

Gertrud Höhler: ... die virtuelle Welt offenbar irgendwo einen Appetit nicht befriedigt auf ganz konkrete Solidarität oder sozial intakte Systeme, an denen man endlich teilnehmen möchte.

Peter Weibel: Frau Höhler, das würde ja darauf hinkommen. Man muss sich nur folgendes vorstellen: Früher war der Kauf oder der Verkauf von Land eine große Geldquelle, auch für den Staat. Aber wir wissen heute, dass Finanzminister Eichel das größte Geschäft seines Lebens macht, indem er Luftraum verkauft, den berühmten "Wellenraum". Das sind doch ungeheure Veränderungen, dass man nicht mehr mit Immobilien, sondern mit Verkauf von Wellenraum, rein virtuellem Raum, mit dem Verkauf dieser UMTS-Lizenzen, die größten Profite dieser Regierungszeit macht. Das Urbane, der Urbanismus, wird sich von einem rein topographischen Gebilde wie der Stadt auf das Verhalten der Menschen verlagern. Die moderne Informationstechnologie macht Städter. Die Städte werden nicht bloß interessant sein, egal, wie sie ausschauen. Das ist falsch. Die moderne Informationstechnologie ermöglicht vielmehr städtisches Verhalten: Ich kann kommunizieren, ich kann mich aber auch zurückziehen. Das ist der *urban villager*. Die Virtualität, die ich zitiere, bedeutet ebenso "die Stadt" wie

"der Anzug". Den kann ich auch ausziehen. Ich kann, alles zumachen, zurück ins Dorf gehen, in ein dörfliches Verhalten, wo ich nicht erreichbar bin. Nur die historische Vorstellung von Dorf kann man jetzt nicht mehr erwarten. Das heißt, auch im Dorf selbst bin ich ein Weltbürger, weil ich durch das Fernsehen oder durch die Zeitung global an alle Informationskanäle angebunden bin. Klarerweise kann ich noch weiter Vorurteile haben und am Stammtisch sagen, was ich nicht will. Aber im Grunde ist es heute so, dass das Dorf für eine Nahgesellschaft steht, wo ich jeden kenne, face to face. Den Nachbarn kenne ich, den Bäcker kenne ich – das, was Sie beschrieben haben. Aber die Informationstechnologie verwandelt alles in eine *Fern*gesellschaft. Wir haben Fern-Sehen (Television), wir haben Telefon, also Fern-Hören. Das heißt, wir dehnen unsere Haut sozusagen über die Städte hinaus aus in die Welt hinein. Und dort wird es notwendig sein, urbanes, das heißt ziviles Verhalten zu beweisen. Das ist die eigentliche Herausforderung: das urbane Verhalten und weniger die Stadt als Gebäudekomplex. Der ist uninteressant geworden.

Alfred Grosser: Um etwas unseriös zu sagen: was Sie eben sagen, bringt mich auf die Frage, auf die ich keine Antwort habe. Ist es gut oder schlecht für Deutschland, wenn die Stammtische wegfallen? (Gelächter)

Hermann Schwengel, Thomas Sieverts: Schlecht...

Michael Stürmer: Schlecht! Aber es kommt auf die Lufthöhe darüber an...

Peter Weibel: Ich würde sagen, es ist gut, wenn sie wegfallen würden...

Michael Stürmer: Es ist ein Element sozialer Kohäsion. Wenn Sie in Bayern leben, wissen Sie es zu schätzen.

Hermann Schwengel: Deswegen ist Bayern ja auch so, wie es ist.

Gertrud Höhler: Also, ich glaube, wir sollten die Debatte jetzt auch nicht auf diese Frage verengen. Aber interessant ist ja doch (und wir kommen langsam leider an das Ende unserer Zeit), dass wir eigentlich alle nicht erklären konnten, ob großen stadtplanerischen Aktivitäten Erfolg beschieden sein kann, die jetzt ja in der Luft liegen und überall auch das Thema der Politik sind. Ich hatte eigentlich gedacht, die Fachleute hier sagen jetzt den Politikern, was sie bei "Urban 21" beachten müssen. Oder sind Sie guten Mutes, dass schon die Konzentration auf das Thema Neues bringen wird?

Thomas Sieverts: Nein! Von dem Kongress erwarte ich mir überhaupt nichts. Deswegen gehe ich auch nicht hin!

Peter Weibel: Typisch städtisches Verhalten! (Gelächter)

Thomas Sieverts: Aber man kann durchaus (ich habe ja schon versucht, einiges zu sagen)... dass wir jetzt unseren Begriff von Stadt ausdehnen müssen, dass wir die Qualitätsbegriffe ausdehnen müssen, dass wir die durchaus europäische Traditionen weiterführen müssen. Was wir Gott sei Dank aufgegeben haben, ist der Allmachtsanspruch der Planung, den wir in den sechziger Jahren hatten. Das hat uns mit Ost und West verbunden: Damals glaubten wir wirklich, wir könnten die Stadt über mathematische Modelle total in den Griff nehmen. Gott sei Dank hat die Chaostheorie spätestens bewiesen, dass das erkenntnistheoretisch nicht geht. Eine große Entlastung! Aber wir können eine Menge Regeln angeben, mit denen wir Selbstorganisation ermöglichen können, ohne dass sie den anderen schaden. Wir können eine ganze Menge über Verträglichkeiten von Nutzung sagen. Wir können eine Menge darüber sagen, was eine Stadt nachhaltig macht. Da wissen wir inzwischen eigentlich ganz gut, was wir machen müssen. Wir tun's nur nicht!

Gertrud Höhler: Also, wenn das ein Schlußwort wäre! Ich hatte den Eindruck, hier sitzen Leute, die eine Menge wissen und auch Einfluss haben. Und der Optimismus, der durchklang, dass wir wieder gelernt haben oder in Zukunft lernen könnten, Stadtwachstum, das den sozialen Zusammenhängen, in denen Menschen leben, entspricht, auch zuzulassen und nicht nur umzusteuern: dann wäre immerhin die Großstadt der Zukunft auch in Europa nicht eine Maschine zur Massenmenschhaltung, sondern es würde wieder ein Raum, in dem sich die Gefühle und Träume von Landschaft, von schöner Architektur, von Nachbarschaft mischen dürfen. Was ja auch bedeutet: Sicherheitswünsche, die Bedürfnisse nach Verlässlichkeit, nach Freundschaft, nach Zugehörigkeit, mit denen sicher auch die Utopien der Idealstädte immer zu tun hatten.

Wir danken Ihnen, und wir wünschen allen eine gute Nacht.